This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

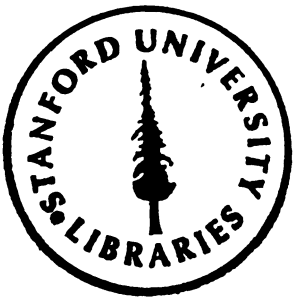
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PN
2658
.H37
.A25

A 253



Die

Frankfurter Localſtücke

auf dem

Theater der freien Stadt.

1821 — 1866.

Skizzen aus meinem Schauſpielerleben.

Von

Samuel Friedrich Haſſel.

Frankfurt a. M.

Verlag von F. B. Auffarth.

1867.

PN 2658
H37 A25

Druck von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

Meinem Publicum

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Die Frankfurter Theater-Actionair-Gesellschaft	1
Das Theater der freien Stadt Frankfurt als Objekt der Privatspeculation	102
Das Hülfscomité für die städtische Theaterangelegenheit	164
Das Interim	168
Ferienzeit	175
Die Frankfurter Theateractiengesellschaft	184
Fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum	196
Abschied vom Theater	202
Abschied von meinem Publicum	208
Anhang: Statistik der Localstücke	210

Vorwort.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die auf unserer vaterstädtischen Bühne während der letzten 45 Jahre stattgehabten Aufführungen der Localstücke in der Geschichte des Frankfurter Theaters ein beachtenswerthes Moment bilden.

Eine Erinnerung an jene Epoche und an die „Vorfallenheiten" bei den Aufführungen dieser Stücke, dürfte daher für manchen älteren Theaterfreund nicht ohne Interesse sein. Auch außerhalb möchten sich hie und da Leser finden, die den nachfolgenden Aufzeichnungen einige Theilnahme schenken. Hatten doch diese heiteren Genrebilder, welche durch den Darsteller der Hauptrollen auf seinen häufigen Gastspielreisen nah und fern, in Süd und Nord, bekannt geworden sind, selbst in jenen Städten Boden gewonnen, wo bis dahin unser vaterstädtisches Idiom — für Manchen ein philologisches Räthsel — noch von keiner Bühne herab vernommen worden war.

Obgleich der Leser nur wenig in diesen Blättern finden wird, was nicht zum großen Theil längst bekannt

wäre, und die anspruchlose Arbeit am Ende in nicht viel mehr besteht, als in einem chronologischen Aneinanderreihen dieser zwar bekannten aber immerhin zerstreut liegenden Dinge, so dürften doch die älteren Freunde sich dabei jene gemüthlich-behäbige Zeit wieder vor Augen gerückt sehen, wo das Erscheinen eines neuen Stückes Alt-Frankfurter Lebens Groß und Klein in Bewegung setzte und nähere und entferntere Nachbarn unserer vielbeneideten, reichen und — freien Stadt in Schaaren herbeilockte, um Zeugen zu sein, wie der gemüthliche „Spießborger" sein treues Ebenbild so herzlich belachte.

Der Verfasser beabsichtigt keine Selbstbiographie und wird sich nur in so weit persönlich einführen, als ihm dies als Darsteller der Hauptrollen in diesen Stücken unvermeidlich war. Diese Blätter sollen deshalb nur eine Angabe der Zeit enthalten, um welche diese Stücke geschrieben worden sind, wer sie verfaßt hat, wie viele deren und aus welcher Veranlassung sie entstanden sind; dann sollen sie eine kurze Andeutung geben über Inhalt, Besetzung der Rollen und Aufführung, einen nach bestem Wissen und Gewissen unparteiischen und wahrheitsgetreuen Bericht über deren Aufnahme von Seiten des Publicums — dabei aber auch ein Stück Geschichte unseres Theaters, soweit der Verfasser es mit durchlebte, und soweit dies Durchlebte mehr oder weniger in Beziehung zu den „Frankfurter Localstücken" steht.

Die Frankfurter Theater-Actionair-Gesellschaft.

1799—1842.

— Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf —

Den ersten Anlaß zur Aufführung eines Frankfurter Localstückes gaben die ehmals jährlich wiederkehrenden vier Benefizvorstellungen für unsere im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gegründete Theater-Pensionsanstalt.

Welches rege Interesse für die Pflege und Hebung der dramatischen Kunst zu damaliger Zeit in der Bürgerschaft der Freien Stadt lebendig war, davon gibt eben diese Gründung vollgiltiges Zeugniß. Die Theater-Pensionsanstalt ver-

dankt nämlich ihre Entstehung und ihren Bestand einzig und allein der ersten Actionär-Gesellschaft. Etwa sechzig der angesehensten Familien Frankfurts hatten einen solidarischen Verband geschlossen, und verwalteten vom Jahre 1799 an durch eine Reihe von mehr als vierzig Jahren mit Eifer und Hingebung das später weithin im Vaterlande zur Berühmtheit gelangte Kunstinstitut. Sie wollten ein gutes Theater haben, Künstler ersten Ranges besitzen, aber wie sie fesseln, da man die Concurrenz der reich dotirten Hoftheater zu bestehen hatte, und fast an allen lebenslängliche Versorgungen in Aussicht standen?

Allein dies entmuthigte die kunstgewogenen Mäcene nicht, sie wußten die Sache beim rechten Ende zu fassen, und zwar in energischster Weise, durch die Gründung der Pensions-Anstalt. Aber sie thaten noch weit mehr! Um die benöthigten Fonds nicht in allzu langsamer Weise, erst nach und nach durch die Beitrage der Mitglieder sich ansammeln zu lassen, und somit den Beginn der Wirksamkeit der Anstalt in unbestimmte Ferne zu rücken, griffen sie selbst in die wohlgefüllten Taschen und überwiesen zu verschiedenen Malen dem Stiftungsfonds Schenkungen von nicht weniger als 10,000 fl., wie aus den Abrechnungen der damaligen Zeit ersichtlich ist.

Nun erst war man in Stand gesetzt vorkommenden Falles irgend einem betitelten Hoftheater-Intendanten ein Paroli biegen, und etwa wünschenswerthe Engagements durch die Aussicht auf lebenslängliche Pension um so einladender machen zu können.

Leider trat gleich in den ersten Jahren ein arger Mißstand ein, indem man, den Statuten entgegen, den Fond zu früh in Benutzung nahm und dadurch das Wachsthum desselben unterband, so daß gegen Ende der dreißiger Jahre dessen gänzliche Auflösung zu befürchten stand. Die Aussicht auf Mäcenen-Hülfe war aber damals geschwunden, und die Befolgung des Ausspruchs: „Hilf dir selber!“ u. s. w., blieb der einzige Rettungsanker. Ihn warf der energische Steuermann, der am Anfang der fünfziger Jahre ans Ruder trat, und durch sein festes Auftreten, in richtiger Würdigung dessen was Noth that, die rettende Hand an das lecke Schifflein legte, so daß es bald wieder flott wurde und nunmehr, unbehindert von Woge und Wind, seinen Dienst pünktlichst versieht.

Karl Malß, geb. am 2. Dec. 1792, der geistreiche Humorist, der scharfe und witzige Beobachter unseres vaterstädtischen Lebens und Treibens, der Verfasser des Bürger-Capitains, des ersten bühnengerechten Frankfurter Localstückes, war im Jahre 1820 dem damaligen artistischen Leiter unseres „National-Theaters“, wie es in früherer Zeit benannt wurde, dem verdienstvollen Ihlée, als zweiter Di-

rector beigegeben worden.*) Jener prunkende Titel, von neidischen Nachbarn und einheimischen Witzlingen öfters bespöttelt, hat sich indessen nicht lange auf dem Theaterzettel behauptet, und verwandelte sich später in ein: „Mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß" und erfuhr dann wiederholte Abänderung, bis er in allerneuester Zeit zu einem „Theater zu Frankfurt am Main" zusammengeschrumpft ist.

Malß mochte wohl von einflußreicher Seite bereits zum eventuellen Nachfolger Ihlée's ausersehen gewesen sein, und so schien daher eine zeitige Einsicht in die ihm fremden Verhältnisse für denselben ersprießlich. Den nachhaltigen Vortheil, welcher dem Theater aus seinem schriftstellerischen Talent späterhin erwachsen sollte, ahnte freilich damals noch Niemand.

Der allseitig geachtete und beliebte Director Ihlée, der gewandte Praktiker, bedurfte übrigens bei seiner noch immer rüstigen Thätigkeit, für den Augenblick wenigstens, noch keiner Beihülfe, denn bei den damaligen, weit einfacheren Verhältnissen des Theaters, wo wöchentlich nur vier, ausnahmsweise fünf Vorstellungen gegeben wurden, wo nur selten ein Wechsel im Personale stattfand, wo noch keine „Lohengrins" und keine „Afrikanerinnen" erfunden waren, wo das Sum-

---

*) Das im Jahre 1801 u. 2 erschienene „Sonntagsblatt" trägt den Zusatz: „eine Zeitschrift enthaltend das Tagebuch des Frankfurter National-Theaters" und gibt wöchentlich eine „Chronik des National-Theaters zu Frankfurt".

mum aller ſceniſchen Pracht und Spektakel-Muſik ſich in Spontini's Veſtalin gipfelte, war die Wirkſamkeit Ihlée's, welchem Muſikdirector Schmitt, ſpäter Kapellmeiſter Guhr, zur Seite ſtand, vollkommen ausreichend. Ueberhaupt war damals der Geſchäftsgang ein von dem der neueren Zeit weſentlich verſchiedener. Ihlée war jeden Morgen ſchon vor acht Uhr auf dem Theaterbureau. Punkt halb neun brachte ihm ſein langjähriger treuer Famulus ſein zweites Frühſtück — ein „Kreuzersbrödchen". Wer Ihlée ſprechen wollte, mußte eilen ſich vor 10 Uhr einzuſtellen, ſonſt fand er in den meiſten Fällen die Thüre verſchloſſen; bis zur Theaterzeit konnte man ſeiner dann ſelten mehr habhaft werden.

Die Theateroberdirection, aus fünf der Herren Actionaire beſtehend, hielt unter Zuziehung des artiſtiſchen und des Muſik-Directors wöchentlich nur eine Sitzung, in welcher Finanz-, Repertoire- und Engagements-Angelegenheiten verhandelt wurden; die Auswahl neuer Stücke, die Rollenbeſetzung, überhaupt alles Artiſtiſche und Techniſche blieb den beiden Fachmännern allein überlaſſen. Die Verhandlungen in den Sitzungen der Oberdirection wurden ſehr geheim gehalten, und was etwa davon zu Ohren der Schauſpieler kam, verdankte man dem kecken Muthe dünnleibiger, im Atelier des Obergarderobiers beſchäftigten Schneidergeſellen, welche bei intereſſanten Fällen die Neugierde trieb, ſich des Ofenkamins am Sitzungszimmer als Spionagewinkels zu bedienen.

Zu jener Zeit nun verbreitete sich in den ehrsamen Kreisen der bürgerlichen „Schoppenstecher“, im „weißen Schwan“, im „Weidenbusch“ und „Weidenhof“, „vorablich“ aber bei „Brotzler“, einer vielbesuchten Weinstube am „Steinweg“, vage Gerüchte von Aufführung einer Komödie in den Regionen der höheren Gesellschaft, wobei „lauter Frankforterisch“ gesprochen worden, und sogar „ä Borgerkappedehn“ vorgekommen sein sollte.

Ich selbst, als noch ganz junger Mann, der erst vor wenigen Monaten nach dreijähriger Abwesenheit sein zweites Engagement bei hiesiger Bühne angetreten, und weder diese Weinstuben besuchte noch zu jenen Regionen Zutritt hatte, wußte nur wenig von diesen Vorgängen und konnte deßhalb auch kein Interesse daran nehmen. Letzteres sollte jedoch baldigst erweckt werden, als an einem Vormittage der Theaterdiener mir eine wohlgeschriebene, stattlich dicke Rolle überbrachte, mit der Aufschrift:

„Die Entführung“

oder:

„der alte Bürger-Capitain“

„heroisch-borjerliches Lustspiel in 2 Acten.“

Rolle des:

„Kimmelmeier.“

Hr. Hassel.

Nun vernahm ich erſt, daß die Verwaltung der Penſionsanſtalt dieſes Stück, deſſen Inhalt mir eben ſo fremd war wie ſein Verfaſſer, den ich ſeither nur im Vorübergehen zu begrüßen Veranlaſſung gehabt hatte, zu ihrer demnächſt zu gebenden Benefizvorſtellung gewählt, und daſſelbe mit Zugabe eines neuen zweiactigen Luſtſpiels am 13. Auguſt zur Aufführung bringen wolle.

Eine flüchtige Rückerinnerung an jene Periode, an die trefflichen Künſtler, an deren Seite ich mein ſchauſpieleriſches Wirken begann, möge hier geſtattet ſein. Die Nennung weniger Namen nur, die wohl heute noch ein Echo in der Bruſt manches älteren Freundes unſeres Theaters finden dürften, möge genügen die Vorzüglichkeit eines Künſtlerkreiſes darzuthun, welcher damals mit dem Theater der Wiener Hofburg und der königlichen Bühne Berlins den Vergleich nicht zu ſcheuen hatte. Zum öftern richteten die Adminiſtratoren dieſer Bühnen ihr Augenmerk auf einzelne Größen unſeres Freiſtädtiſchen Theaters und ließen es an verlockenden Anträgen nicht fehlen. Allein das behäbige, zwangloſe Leben und die Ausſicht auf eine geſicherte Zukunft, machten dieſe Künſtler,

zumal in einer Zeit, wo Domicilveränderungen nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten zu bewerkstelligen waren, für Lockungen nach Außen, so ehrenvoll sie auch sein mochten, wenig empfänglich.

Welcher ältere Theaterfreund erinnerte sich nicht noch der unvergleichlichen Caroline Lindner, der Meisterin in naiv-sentimentalen Rollen, und wiederum voll des schalkhaftesten Humors im Lustspiel und Conversationsstück; der blendend schönen Emilie von Busch, der Zierde des Salon-Lustspiels; der trefflichen Amalie Weidner, der naturwahren Darstellerin komischer Mütter und keifender Alten.

Ihnen zur Seite Becker, der junge schwarzlockige Liebhaber und Held, voll Feuer und Energie; Rottmayer, der elegante Darsteller jugendlicher Liebhaber; Otto, der père noble par excellence, von dem Börne in seiner „Wage" die „ausgezeichnete Gabe" rühmt, mit dem Anstande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines schlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit des Hausvaters zu vereinigen, den er einen von „den Wenigen" nennt, „die das Gebieterische der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verstehen;" Leißring, der feine Lebemann, voll liebenswürdiger Bonhomie, der heute seinem Publicum Thränen des Lachens und morgen Thränen der Rührung entlockte; Brauer, von einnehmender Persönlichkeit, zweiter Tenorist, zweiter Liebhaber und vortrefflich in jugendlich-komischen Rollen; Weidner, der schwungvolle Redner, scharfe Charakteristiker, obschon im Lustspiel öfters

barok und an Iffländiſchen Manierismus ſtreifend; endlich Lux, deſſen Büſte nach ſeinem Tode im Jahre 1818, als Zeichen, wie ſehr ſein Publicum den großen Komiker ehrte, im Proſcenium vor der Loge des zweiten Stockwerks, links, derjenigen Iffland's gegenüber, aufgeſtellt wurde und die beide erſt der Umbau des Theaters im Jahre 1827 von ihren Sockeln verſchwinden ließ.

Aber auch Epiſoden und kleinere Rollen fanden in ihrem Bereiche gute Darſteller. So Juſt, trefflich in ſeinen Localrollen; Hallenſtein, ausgezeichnet in ſeinen Typen jüdiſchen Kleinlebens; Heyl, charakteriſtiſch und wahr in ſeinen Kammerdiener- und Jäger-Rollen. — Die letzteren Drei weilen noch unter uns — die Erſtgenannten dagegen ſind Alle heimgegangen, und ruhen längſt ſchon „unter dem Graſe".

Erſt wenige Monate war ich im neuen Engagement, und ſtand, wie einſt im früheren, ſo auch im jetzigen, und wie es in der Zukunft immer der Fall bleiben ſollte, dem Drängen und Treiben des Theaterlebens fern. Ich wußte daher auch nicht, daß ſich um den Beſitz der Rolle des Bürgercapitains ſchon ein Anderer eifrig bemüht hatte. Dies war Karl Heigel, der jetzt alternde erſte Liebhaber, dem bereits in

Becker und Rottmayer seine Nachfolger gegeben waren. Heigel besaß eine angenehme und elegante Persönlichkeit, und war deshalb ein bisher gern gesehener, wenn auch kein bedeutender Schauspieler. Allein die Jahre kamen, doch leider mit ihnen nicht die Einsicht, daß die Zeit des „Aufpochens" für ihn nun vorüber war. Er gerieth mit der Direction in Conflicte, die ihn ohne die humanen Rücksichten, welche man damals gerne walten ließ, sogar seiner Pensions-Berechtigung verlustig machen konnten. Noch ein Schlimmeres gesellte sich zum Schlimmen. Börne wog ihn auf seiner „Wage", und die Schale schnellte in unheildrohende Höhe! Zwei Zeilen des vernichtendsten Sarcasmus reichten hin, um seine bereits schwankende Stellung fast unhaltbar zu machen. Deshalb versuchte er nun Alles, um in den Besitz des „Bürger-Capitains" zu gelangen, einer Rolle, die zwar ganz außerhalb seines Faches lag, welche aber dem routinirten Schauspieler, dem der Inhalt des so viel Rumor machenden Stückes wohl schon bekannt sein mochte, und der dessen Erfolg instinktmäßig ahnte, als der rettende Anker erschien, mittelst dessen er, günstigen Falles wieder Boden zu gewinnen hoffte, um alsdann mit dieser „Väter-Rolle" gelegentlich in das „Väter-Fach" übergehen zu können.

Allein der Anker brach. Es gelang ihm zwar bei der Berathung über die Vertheilung der Rollen von Einer Seite her dazu in Vorschlag gebracht zu werden, aber Malß mochte nicht. Als Schauspieler flößte er ihm ohnehin wenig Sympathie ein; und dann meinte er, daß Heigel, ein ge-

borner Münchner, der Frankfurter Mundart, dieſer unerläßlichen Bedingung für den Darſteller des Bürger-Capitains, ja gar nicht mächtig ſei. „Den muß der junge Haſſel machen und kein Anderer“ war ſein maßgebender Ausſpruch — und er blieb entſcheidend.

Vor dem Beginn der Proben lud mich Malß zu einer Beſprechung in ſeine Wohnung ein, zu jener Zeit im Eckhauſe der kleinen Gallus- und Schleſingergaſſe, Nr. 30 (neu).

Malß war eine gewinnende Perſönlichkeit. Mit freundlichem Entgegenkommen, den Finger an die Naſe legend, ſeine Lieblingsgeſte, ſagte er mir: „Sie ſind zwar noch ein junger Menſch, lieber Freund, aber Sie ſind nicht „ohne“. Um die Rolle richtig aufzufaſſen, empfehle ich Ihnen vor allem den Monolog im zweiten Act mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Hierin liegt der Schwerpunkt des Charakters.“

Nachdem er mir dieſen Monolog auseinander geſetzt und mich in Hamlet'ſchem Sinne ermahnt hatte, jede Uebertreibung zu meiden, die Rolle ſchlicht und wahr, ohne allen Bei- und Zuſatz, ſo wie ſie geſchrieben war zu ſpielen, empfahl ich mich.

Ich merkte mir die eben so wohlgemeinten, als lehrreichen Worte und schon nach wenigen Tagen trat lebendig vor mein geistiges Auge das Bild des urwüchsigen alten „Frankforters“, wie ich ihn im Jahre 1821 zum Erstenmale und 45 Jahre später, am 26. März 1866, um kein Jota verändert, zum Letztenmale gespielt habe.

Und der große Tag kam immer näher. Es herrschte eine förmliche Aufregung im Publicum, die sich von Tag zu Tag steigerte. Stimmen wurden laut *gegen* die Aufführung eines Stückes, worin vorgefaßten Meinungen nach Löbliche Bürgerschaft in unehrerbietiger Weise verhöhnt werden sollte. Allein das half nun alles nichts mehr! Am Frühmorgen eines leuchtenden Sommertages, am 13. August 1821, prangten an allen Straßenecken der altehrwürdigen Freistadt die auf grauweißem Fließpapier gedruckten Theaterzettel folgenden Inhalts:

Mit Hoch=Obrigkeitlicher Erlaubniß.

Heute Montag den 13. Auguſt 1821 wird aufgeführt:

(Zum Beſten des Penſionsfonds)

zum Erſtenmale:

Der Alte muß.

Ein Luſtſpiel in 2 Abtheilungen von Coſtenoble.

(Manuſcript.)

Perſonen:

Baron Breiten	Herr	Otto.
Wilhelm, ſein Sohn	„	Rottmayer.
Louiſe, Wilhelm's Gattin, ...	Demoiſ.	Scholz.
Herr **von Linden**, ein Landedelmann,	Herr	Henkel.
Karoline, ſeine Gattin, ...	Mad.	Ellmenreich.
Frau **Schneller**, Karolinen's Kammerfrau	„	Weidner.

Hierauf folgt:

(zum Erſtenmale)

Die Entführung

oder:

Der alte Bürger=Capitain.

Ein Frankfurter heroiſch=borgerlich Luſtſpiel in 2 Abth.

Kimmelmeier, Gaſtwirth und burgerlicher Capitain, ...	Herr	Haſſel.
Lieschen, ſeine Tochter, ...	Demoiſ.	Lindner.
Gretchen, ſeine Nichte, ...	„	Urſpruch.
Weigenand, Doctor in spe, Lieschen's Liebhaber, ...	Herr	Brauer.
v. Daxowitz, Cornet bei einem Freycorps	„	Rottmayer.
Miller, Leibſchütz des 15. Quartiers,	„	Becker.
Eppelmeier	„	Heigel.
Tappelius	„	Badjera d. ält.
Knorzheimer Bürger	„	Juſt.
Schmuttler	„	Böres.
Leimpfann	„	Schnepf.
Ein Buchdruckergeſell	„	Hilde.

Drey Mägde. Drey Knechte. Zwey Tambours. Zwey Pompiers.

Die Zeit der Handlung das Jahr 1814.

Abonnement suspendu.

Zu damaliger Zeit entbehrte unſer Theatergebäude noch des ſteinernen Haarbeutels, der ihm erſt in Folge des Neubaues im Jahre 1827 angehängt werden ſollte. Seitdem mußte man, um zum Eingange für die Theatermitglieder zu gelangen, der neuen hinteren Façade entlang gehen, um die Ecke biegen, und dann eine zugige, eben nicht ſehr reinliche „hohle Gaſſe" durchſchreiten, bei deren Betreten man unwillkührlich den Rockkragen höher ſchob und das Schnupftuch vor die Naſe hielt. Später wurde zur Abwehr gegen die ſcharfen Nordwinde die dortige Eingangsthüre mit einem Windfang nach Innen und, da dies nichts helfen wollte, noch mit einer hölzernen Vorhalle nebſt Thüre nach Außen verſehen.

Um die Zeit der erſten Aufführung unſeres Stückes war daher der Eingang der Schauſpieler, wie aller übrigen Theaterangehörigen durch die an die Bibergaſſe gränzende, jetzo in Ruheſtand verſetzte dritte Thüre der vorderen Façade.

Da ſtand ich nun auf der Freitreppe derſelben und ergötzte mich an dem damals noch ſeltneren Schauſpiel des Stoßens und Drängens, Schimpfens und Schreiens der Maſſen, die von allen Seiten herbeiſtrömten, um ſich durch die „enge Gnadenpforte", welche zu jener Zeit noch eine ganze Stunde vor Anfang ſich öffnete, hinein zu quetſchen.

Dabei erinnere ich mich denn noch lebhaft, wie eine Anzahl Befreundeter an der Treppe vorbeieilten und Einer, „gu'n Abend" wünſchend, mir entgegenrief: „Heunt werdd ihr All' ausgepiffe"; während ein Anderer, naiverweiſe glaubend, daß

mich flotten jungen Menſchen dergleichen Drohungen einſchüchtern könnten, mir die Troſtesworte zuwarf: „Sey nortzt ruhig! Eich gilts net! awwer deß Stick werd dorch un dorch ausgepiffe! Mir leide es emol net, deß mer ſein Uhz mit der Bergerſchaft dreibt!“

Die Uhr ſchlug ſechs, und ich ging in das Ankleidezimmer. Eine Stunde ſpäter ſtanden Becker und ich in Pontificalibus da!

Unſere Masken waren gelungen. Wir hatten Beide den Vortheil „ächte Koſtüme“ anlegen zu können, die damals noch leicht aus irgend einem Nachlaß käuflich zu bekommen waren, ſo daß ich ſelbſt die wirkliche und vollſtändige Uniform, mit allem Zubehör, eines verſtorbenen Bürger-Capitains und Becker die ebenfalls wirkliche eines entſchlafenen Leibſchützen trug. Beide Anzüge werden zur Stunde noch in den Magazinen des Theaters aufbewahrt und können von Curioſitäten-Liebhabern — ſo fern es maßgebenden Ortes geſtattet wird — dorten in Augenſchein genommen werden.

Endlich ertönte das Zeichen zum Anfang, nachdem das Vorſtück „der Alte muß“, obwohl Otto den „Müſſenden“ ſpielte, den er an dieſem Abend lieber nicht geſpielt, wenn er nicht „gemußt“ hätte, ſpurlos an unſerm, dem großen Ereigniß in höchſter Spannung entgegenſehenden Publicum vorübergegangen war.

Auf rollte der Vorhang vor der wogenden Menge, die in dichten Reihen bis vorn an die Rampe, Kopf an Kopf, gedrängt ſtand, da das Orcheſter geräumt hatte werden müſſen.

Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe, die ſelbſt nicht einmal durch das Scharren eines der zahlreichen Mäuslein unterbrochen wurde, die damals häufig, und zum nicht geringen Schrecken der Logeninhaberinnen, ihre Abende im Schauſpielhauſe zuzubringen pflegten.

Unheildrohende Stille! auch nicht durch ein Atom von Beifall unterbrochen, ſelbſt nicht um den Liebling Aller, Caroline Lindner, zu begrüßen, die, den Blick auf ihre Handarbeit geſenkt, faſt befangen zu ſein ſchien, während die in Jugend und Schönheit ſtrahlende Betty Urſpruch munter den Dingen die da kommen ſollten entgegen ſah.

Der Dialog begann, ſpann ſich weiter und weiter, und noch immer Grabesſtille. Aber mit Einemmale fiel der zündende Blitz! — als Caroline Lindner mit unnachahmlicher Naivetät die Worte ſprach: „Gredelche, geb' emol der Schawwell en Stumper!“ — Da brach der Jubel los! Ein Beifallſturm, der von dieſem Augenblicke an von Scene zu Scene wuchs und nicht mehr nachließ, überfluthete die gefeierte Künſtlerin, und zog dann alle anderen Darſteller der Reihe nach in ſeine Kreiſel. Man hatte ſofort mit richtigem Takte erkannt, daß es hier auf kein „Verhöhnen“, keinen „Uhz“ abgeſehen war, ſondern daß ſich ein Gemälde

entfaltete, welches in seiner correcten Zeichnung, in seiner einfachen und natürlichen Farbengebung, eine Zeit vergegenwärtigte, die man so eben durchlebt hatte, und auf die Jeder mit stolzem Selbstbewußtsein zurückzublicken sich berechtigt fühlte!

Der Vorhang senkte sich unter Jubel und Hervorruf. Das erste „Frankfurter Localstück" war gespielt — der Erfolg ein siegender!

Es mögen nun noch einige Bemerkungen über die Einzelheiten der Aufführung des Stückes folgen, welches eine so nachhaltige Wirkung haben sollte.

Unsere erste Vorstellung ging in ihrem Zusammenspiel untadelhaft. „Kimmelmeyer", „Lieschen" und „Miller", die drei Hauptrollen, wurden zu stehenden Typen. Das reizende „Gretchen" dagegen, obschon, wenn ich nicht sehr irre, in Frankfurt geboren, konnte mit der Mundart nicht zu Rande kommen.

Die Rollen in zweiter Linie wurden mehr oder weniger gut gegeben. Ausgezeichnet war „Dappelius" — Badjera der ältere. Ganz und gar verfehlt dagegen „Eppelmeier". Ueber dieser Rolle waltete überhaupt ein eigener Unstern. Meistens in den Händen von Nicht-Frankfurtern, gelang es Keinem den so trefflich gezeichneten Charakter mustergiltig

aufzufassen. Und doch bedurfte es nur ein paar Schritt weit vom Theatergebäude, um das köstliche Original, das der Autor indessen wohl schwerlich zu copiren beabsichtigte, in Fülle der Kraft, voll derben Humors, leibhaftig vor sich zu sehen, und in seinem ganzen Gebahren beobachten zu können.

Die zweite Vorstellung fand, ein bisher kaum dagewesener Fall, bereits am darauffolgenden Abend statt, und zwar unter gleichem Andrang des Publicums, Ausräumen des Orchesters und schrankenlosem Beifall!

Es währte nicht lange, so verbreitete sich der Ruf des Stückes in nähere und entferntere Umgebungen, so daß bald hier, bald dort, auf Winter- und Sommerbühnen, an Orten wo selbst nicht eine einzige taugliche Persönlichkeit vorhanden war und jedes Verständniß des Inhalts und der Charaktere des Stückes mangelte, der Bürger-Capitain aufgeführt wurde, und zur Stunde noch aufgeführt wird; wie denn selbst im fernen Norden, in der sogenannten „Schwesterstadt" Hamburg, der früher hier beliebte Held und Liebhaber Baison gelegentlich einer Benefizvorstellung das für das dortige Publicum durchaus unverständliche Stück, blos seines Renommé's wegen, als Zugpflaster benutzte und die Rolle des „Miller", so gut es eben bei seiner Unkenntniß des Dialekts gehen wollte, spielte — des klingenden Zweckes wegen, den er auch vollständig erreichte.

Malß ruhte inzwiſchen auf ſeinen Lorbeern nicht aus. Der glänzende Erfolg ſchien ihn anzuſpornen, ſich weiter auf dem neu gewonnenen Terrain zu verſuchen.

Aber Malß hatte in einer Beziehung viel Verwandtes mit Neſtroy. Gleich dieſem trefflichen Chargenſpieler und geiſtreichen Bearbeiter gegebener Stoffe, mangelte es auch ihm an ausgiebigem Talent zum Erfinden komiſcher Situationen. Irgend ein ihnen geeignet erſcheinendes Stück zu ihren ſpeciellen Zwecken umzuformen, darin beſtand Beider Hauptſtärke. Entlehnte Situationen ihrem Bedürfniß entſprechend anzupaſſen, das Ganze alsdann mit dem witzigſten, pointirteſten und charakteriſtiſchſten Dialog auszuſtatten, darin waren Beide Meiſter.

So geſchah es denn, daß bald darauf Malß mir viel von einer in Wien ſo eben mit größtem Erfolg gegebenen Poſſe erzählte. Die liebliche, auf jedem deutſchen Repertoire damals eingebürgerte Oper: „Aline, Königin von Golkonda“, mit Berton's gefälliger Muſik, war unter dem Titel: „Aline, oder Wien in einem andern Welttheile“ als Parodie dorten gegeben worden. Die Hauptrolle, ein vazirender Barbiergeſelle, war dem berühmten Komiker Schuſter „auf den Leib geſchrieben“, wie es in der Theaterſprache heißt, und das Ganze mit ſo allerliebſten Melodien, wie ſie nur der Wiener Volkshumor hervorſprudelt, verſehen. Vielleicht erinnert ſich Mancher noch des netten, von zahlreichen Guitariſten geſpielt und geſungenen Duetts: „War's vielleicht um Eins, war's vielleicht um Zwei“, was die Runde durch ganz Deutſchland machte.

Malß ging mit der Idee um dieſes Stück zu „Frankfurteriſiren", und hatte auch bereits einen Anfang gemacht, welchen er mir auf einigen Bogen zur Durchſicht gab; allein er ſowohl als ich fühlten bald heraus, daß Frankfurter Leben und Wiener Poſſen-Zauberei allzu heterogene Dinge ſeien. Unſer Localſtück verlangt, wie ſpätere Erfahrung lehrte, realen Boden; ſelbſt die muſikaliſche Ausſchmückung, die Couplets, verträgt es nicht.

Malß ließ daher ſeinen Plan fallen.

Jahre vergingen. Der Bürger-Capitain wurde häufig wiederholt, öfters „auf Verlangen", und ſtets mit größtem Beifall aufgenommen, bis er endlich genöthigt war für einige Zeit die „Winterquartiere" zu beziehen, da Becker einem Rufe an das Dresdener Hoftheater folgte, von wo er erſt im Anfang der 30er Jahre wieder nach Frankfurt zurückkehrte.

Während dieſer Zwiſchenzeit verſuchte zwar mancher Andere „den Vogel abzuſchießen"; wie z. B. Größer, damals hier erſter Tenoriſt, Baritoniſt, auch wohl Baſſiſt wenn Noth an Mann ging, dabei Schauſpieler in allen Fächern, jung oder alt, komiſch oder ernſt, immer ſchlagfertig wo es galt eine Lücke zu ſtopfen, kurz, ein wahrer Schatz für jeden Theaterdirector in der Klemme. Selbſt Hermann

Hendrichs, damals im Zenith ſeiner glänzenden Laufbahn und hier gaſtirend, gelüſtete es, den Flug nach idealen Höhen unterbrechend, den Soccus anzuſchnallen, und „des Millerche“ zu ſpielen.

Aber alle dieſe Verſuche mißglückten mehr oder weniger; erſt mit der Rückkehr Beckers trat der rechte Mann wieder an die rechte Stelle. —

Malß ſollte unterdeſſen zu den in ſeinen erſten Dienſtjahren vielleicht nur leichteren Geſchäften, die ihn wenig von ſeiner gewohnten Lebensweiſe abziehen mochten, einen gewichtigen Zuwachs erhalten, indem der Actionairverband ſeinem Ablauf nahte und ein neuer zu Stande kommen ſollte. Es ging dabei nicht ohne Schwierigkeiten ab, da viel Murren laut wurde über die jährlich ſich mehrenden Defizits, die natürlich von ſämmtlichen Actionairen pro rata getilgt werden mußten. Hierbei iſt allerdings hervorzuheben, daß der Abonnementpreis einer Loge, der heute fl. 1200 beträgt, damals ſich kaum auf die Hälfte dieſer Summe belief.

Zu gleicher Zeit wurde ein Um- und Anbau des Theatergebäudes und eine vollſtändige Renovation des Innern beſchloſſen, zu welchem Zweck ein Anlehen von fl. 30,000 zu 4%, mit jährlicher Tilgung bis zum Jahre 1842, als dem

Ablauf des nunmehr neu geschlossenen Verbandes, aufgenommen wurde.

Hier fand nun Malß weiten Spielraum für seine Thätigkeit. Seines früheren Standes Architekt und Ingenieur, war er selbstverständlich mitbetheiligt an dem, leider! so mißlungenen Bau des Jahres 1827, nachdem er im vorhergegangenen Jahre sich den Dank aller Schauspieler, und wohl auch des Publicums, durch Einführung der Heitzung des Theatergebäudes erworben hatte.

Während der nunmehr eingetretenen sechswöchentlichen Bauferien starb Ihlée. Bereits in vorgerückten Jahren stehend, und seit längerer Zeit kränkelnd, sollte der verdienstvolle Mann die Herstellung des Theaters nicht mehr erleben. Bald darauf, am 18. August 1827, fand mit der Aufführung der „weißen Dame", der Lieblings-Oper jener Zeit, die Wiedereröffnung des neugeschmückten Kunsttempels statt. Malß rückte nunmehr an des Verstorbenen Stelle, und alle diese Umstände zusammen genommen ließen ihn für den Augenblick an keine weitere Bearbeitung des neu gewonnenen Feldes der Localstücke denken.

Zwei Jahre später war es, als der große Uebersetzungsfabrikant aus dem Französischen, der kleine Berliner Angely, sein neuestes Product: Das Fest der Handwerker, nach

allen Städten und Städtchen des lieben Vaterlandes, folglich auch nach Frankfurt, verſandte. Schon im Jahre 1825 hatte die überſetzende Muſe Angelys hier enthuſiaſtiſche Verehrer gefunden in Folge der Aufführung der „Sieben Mädchen in Uniform". Freilich fand dies, namentlich durch ſeine hübſch gewählte Muſik, beliebte Vaudeville in der weiblichen Hauptrolle eine Darſtellerin, wie ſie damals kein zweites deutſches Theater aufzuweiſen haben mochte. Die etwa ſechzehnjährige Sabina Heinefetter, prädeſtinirt einſt einen hervorragenden Rang unter den Sängerinnen der damaligen Epoche einzunehmen, begabt mit einer Stimme, deren Timbre an Schönheit wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden konnte, gab die Rolle des weiblichen Korporals und riß durch ihre Erſcheinung, Geſang und Spiel, Alles zur Bewunderung hin.

Malß, nach den überwundenen Strapatzen des Baues, und nach Antritt ſeiner neuen Stellung nun wieder im gewohnten Gleiſe, fand das „Feſt der Handwerker" zur Localiſirung geeignet, und machte ſich ſofort an die Arbeit. Alle Rollen des Stückes wurden umgeformt, der Dialog neu bearbeitet, und der Localeffect zunächſt auf die eingeſchaltete Rolle des Weißbindergeſellen „Herrnchesheimer" concentrirt. Aber auch die übrigen Rollen ſtattete er nicht minder mit einer Fülle von witzigen Einfällen und treffenden Localanſpielungen aus, ohne deshalb die Charakteriſtik der andern „Nationalitäten" zu beeinträchtigen. Die Rolle der Schenkwirthin, „Frau Schnukkeſſin", hatte, auf Wunſch des Ver-

faſſers, Caroline Lindner übernommen, und lieferte damit eine neue Probe ihrer Meiſterſchaft in objectiver Auffaſſung; und als der Träger der Hauptrolle, der rothhaarige, rothbärtige, unterſetzte Strunk, der „Weißbindergeſelle", in ſeinem die Spuren der eben verlaſſenen Arbeit tragenden Handwerker-Negligé, mit dem, anſtatt des geſuchten „Benſels", gefundenen „Eppelweinkruck" in der Hand, dem bereits in heiterſte Stimmung verſetzten Publicum entgegentrat, empfing es denſelben mit einer kernigen Salve lang anhaltenden Applauſes.

Die zum Benefiz des Penſionsfonds gegebene und in allen Theilen abgerundete Vorſtellung ging unter allgemeinſtem Beifall zu Ende, und ſomit wurde am 19. October 1829 das zweite Frankfurter Localſtück: „Das Feſt der Handwerker", dem Repertoir unſeres Theaters einverleibt.

Unterdeſſen hatte ſich über den Häuptern unſerer beiden Directoren Guhr und Malß ein Unwetter zuſammengezogen, das ſich drohend genug zeigte, um dem Humor und der etwaigen Luſt zum Schaffen des Letzteren einen wuchtigen Dämpfer aufzuſetzen.

Wir lebten damals in einer Epoche ungeſtörten Friedens und tiefſter Ruhe. Die Ideenſtröme unſerer Zeit, Politik, Handel, Induſtrie bewegten damals noch nicht die Gemüther in dem

Maße, wie in heutigen Tagen. In Ermangelung jedes öffentlichen Interesses hatte sich die Theilnahme des großen Publicums beinahe ausschließlich den Heroen des Theaters und den Größen des Musik-Virtuosenthums zugewendet. Die Zahl der belletristischen Blätter, die einen großen Raum ihrer Spalten den Theater-Debatten überließen, vermehrte sich aller Orten. Regelmäßig erscheinende Theater-Chroniken detaillirten mit microscopischer Genauigkeit jede Vorstellung. Lanzen wurden gebrochen bald für diesen, bald für jenen Abgott des Tages. So setzte, um nur eines Beispiels zu erwähnen, die Seydelmann'sche Auffassung des „Mephisto" die Federn der ganzen gelehrten Welt an der Spree und an der Elbe in fieberische Bewegung, und erzeugte eine Fluth von Artikeln pro et contra.

Auch unser Frankfurt war in die große Tagesströmung eingetreten. Neue Blätter und Blättchen tauchten auf, und bald auch wieder unter, in welchen brennende Theaterfragen besprochen, und eine alles überwuchernde Kritik der Darstellungen dem darnach lüsternen Publicum als tägliche ästhetisch-dramatische Nahrung dargeboten wurde.

Maas läutete mit Sapphir'schem Witze seine „Glocke". Schuster, der „Didaskalia" abtrünnig geworden, und in schneller Aufeinanderfolge eintaglebige Unterhaltungsblätter gründend, zog in allen das Theater über seinen kritischen Leisten. Wagner, der Aristarch der Blätter „für Geist, Gemüth und Publicität", im Verein mit Freyeisen, dem Jupiter tonans der „Zeitbilder", hielten allwöchentlich Ge-

richt über die anfänglich etwas verduzten, dann aber, nach gewonnener beſſerer Einſicht, opfermuthig gewordenen Prieſter der Kunſt. Der jugendliche Zirndorfer, der Dichter des Frankfurter Sitten-Romans „Hermine", ſtieß mit kräftigen Lungen in ſeine „Poſaune". Rouſſeau, nicht etwa ein Jean Jacques, ſondern nur ein Jean Baptiſte, lieferte in der von Berly gegründeten vornehmeren „Iris", ſpäter „Konverſationsblatt" betitelt, ſein Quantum preciös abſprechender Kritik; und noch ſo Manche kamen und gingen, die meinem und vielleicht auch Anderer Gedächtniß längſt entſchwunden ſind. Selbſt auf den Comptoirſtühlen ſaßen jugendliche Mercursſöhne, die ſich berufen fühlten in Theaterangelegenheiten im Allgemeinen, und ſpeciell über die Darſtellungen, ein Wort — nicht blos mitzuſprechen, ſondern auch drucken zu laſſen, welchem ſie vermöge ihrer ſocialen Stellung, und gelegentlich auch durch klingende Argumentation, Eingang zu verſchaffen wußten.

Aus all dieſen Elementen, wozu ſich auch noch das oben erwähnte Murren der Actionaire über die ſteigenden Defizits geſellte, bildete ſich nach und nach eine mehr als misliebige Stimmung gegen die zeitweiligen Leiter Guhr und Malß, die ſchließlich denn auch ihren Ausdruck finden ſollte. — Urplötzlich kam, wie Donnerſchlag bei heiterm Himmel, die Kunde, daß die Theater-Ober-Direction einen „Intendanten", eine, trotz Ben-Akiba's Ausſpruch, bisher noch nicht dageweſene Titulatur, an die Spitze der Verwaltung zu ſtellen beſchloſſen habe, und zwar in der Perſon des ſeitherigen Directors

des nunmehr eingegangenen großherzoglich heſſiſchen Hoftheaters in Darmſtadt, — Franz Grüner.

Franz Grüner, ein Ungar von Adel, war ſeiner Zeit in Wien ein renommirter Schauſpieler im Heldenfache. Er durchreiſte ſpäter Deutſchland, und fand endlich in Darmſtadt eine bleibende Stätte. Großherzog Ludwig I., der fürſtliche Kunſtfreund und Kunſtkenner, ſchätzte Grüner's bedeutendes Talent für Inſcenirung, namentlich großer Opern, deren reiche Ausſtattung damals, ſowie noch heute, die Frankfurter Theaterfreunde ſonntäglich nach Darmſtadt zog.

Grüner wurde ſpäterhin zum Scenerie-Director des Hoftheaters ernannt, und behauptete dieſe Stellung bis zum Tode des kunſtliebenden Fürſten, am 6. April 1830. Unter des Letzteren Nachfolger wurde zwar im Herbſt deſſelben Jahres das Hoftheater wieder eröffnet, nachdem der geheime Hofrath Küſtner mit zur Intendanz gezogen worden, allein ſchon im nächſten Jahre, 1831, erfolgte die definitive Schließung deſſelben. Die darſtellenden Mitglieder wurden ſämmtlich entlaſſen, die lebenslänglich engagirten penſionirt, und zwar mit der Befugniß anderweitig Engagement annehmen zu dürfen, was auch Einigen zu finden gelang.

So sah plötzlich Grüner, Vater einer zahlreichen Familie, seine reichen Einnahmsquellen versiegen und sich auf eine spärliche Pension von fl. 800 reduzirt.

In dieser Lage wurde ihm eine Anstellung als Regisseur bei einem deutschen Opern-Unternehmen in Paris angeboten; allein kaum dorten eingetroffen, fand er es auch schon im Scheitern begriffen und seine Lage ward nun noch trostloser. Da erhielt er mit Einemmale von Frankfurt aus, wo unterdessen seine Gönner, zugleich die Gegner der beiden Directoren, für ihn erfolgreich gewirkt hatten, den Ruf als Intendant des Frankfurter Theaters, unter der Bedingung, wie man sich erzählte, daß er ein von Seiten der Theater-Ober-Direction auf fl. 20,000 normirtes Jahres-Defizit nicht überschreiten dürfe. Diese Bedingung mochte Grüner kein langes Kopfzerbrechen verursacht haben, denn schon kurze Zeit darnach, im Sommer des Jahres 1831, traf er hier ein.

Die Oberdirection hatte unterdessen am 31. Juli die Bekanntmachung erlassen: „daß wegen unaufschiebbaren Bau-Reparaturen das Theater vom 1. August an auf 14 Tage geschlossen werde“ *).

---

*) Erst vier Jahre waren seit dem Neubau verflossen, und schon eine 14tägige Baureparatur! — Für diesmal hatte man ein neues Podium zu legen, welches indessen sein gutes Ansehen und seine Tragbarkeit nur bis zum 3. October laufenden Jahres behielt, da in Folge des mißglückten Gastspiels der berühmten Sängerin Schechner aus München, von der vorigen Verwaltung hierzu eingeladen, Grüner, um seinen empfindlichen Verlust zu

Grüner wurde sofort als Intendant unseres Theaters feierlich installirt, Guhr zum Opern-Director, Malß zum Oeconomie-Director ernannt, und Beide dem Ersteren subordinirt.

Dies mochte, um mich eines hierorts üblichen, obschon in der höheren Gesellschaft ungebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, „Gift und Opperment" für die beiden zunächst Betroffenen gewesen sein. Malß suchte seinem Unmuth durch Verfertigung einer pikanten Karrikatur Luft zu machen, die in der Mitte eines Foliobogens unser Theatergebäude darstellte, wie es auf einem großen, mit stattlichem Stiefel bekleideten Fuße stand, während neben an dasselbe Gebäude sich nochmals zeigte, aber in sehr delabrirtem Zustande und mit zerrissenem Stiefel, was allegorisch das Herunterbringen unseres Theaters vom seitherigen großen Fuße auf einen lumpigen andeuten sollte. Aus einer obern Ecke des Blattes senkte sich die Darmstädter Chaussée herab, auf welcher kleine mit zerrissenem Tuche bedeckte Fourage-Wagen, mit magern Rossen bespannt daher zogen, mit einigen abgemergelten Gestalten als Insassen befrachtet, womit sich noch son-

---

decken, zu einem drastischen Mittel griff, und die eben hier anwesende Kunstreitergesellschaft des Baptiste Loisset im „alten Feldherrn" als Umgebung Napoleon's, sammt und sonders mit Letzterem zu Pferde erscheinen ließ. Am Morgen nach der ersten Pferde-Leistung war das neue Podium durch die Hufeisen der vierfüßigen Gäste dermaßen zerhackt, daß es einem von Blattern zerfetzten Gesichte nicht unähnlich sah.

ſtige verdriesliche Anſpielungen auf die in Folge der Anſtellung des neuen Intendanten nunmehr hierher verpflanzten Mitglieder des früheren Hoftheaters verbanden.

Allein die Zeit bewährte auch hier ihren mildernden Einfluß, und die anfänglich ſchroffen Gegenſätze begannen ſich auszugleichen. Auch bot ſich Grüner gleich von Anfang an Gelegenheit ſein unbeſtreitbares Talent für ſceniſche Anordnung im großen Styl, zur vollſten Geltung zu bringen. Er hatte das Glück bei Antritt ſeiner neuen Stellung zugleich auch das reichſte Material vorzufinden, um die Erwartungen befriedigen zu können, die man bei ſeiner Berufung von ihm gehegt hatte. „Robert der Teufel“ war neu erſchienen, den er ſofort mit großem Glanz in Scene ſetzte, nachdem er bereits „Templer und Jüdin“ vorgeführt hatte, und ſpäter „Guſtav“, „Leſtocq“ und „Don Juan“, letztere Oper mit neuer Ausſtattung, folgten.

Von Eduard Devrient war damals eine neue Berliner Local-Poſſe erſchienen, betitelt: „Ein Stündchen im Tivoli.“ Um dieſelbe Zeit war auch hier in Frankfurt ein „Tivoli“ eröffnet worden, und zwar in der früheren Fay'ſchen „Neuen Anlage“ vor dem Allerheiligenthore, welche im Sommer von den mittlern und untern Ständen viel beſucht wurde. Meck war eben mit Vorbereitungen zu ſeinem

Benefize beſchäftigt, und mochte vielleicht Malß auf das hübſche und unterhaltende Stück aufmerkſam gemacht haben. Wie dem nun geweſen ſein mag, Malß ſchien der Stoff zum Localiſiren geeignet und er wußte ihn auch in vollem Maße auszubeuten. Zwar erlaubte die Faktur des Stückes nur drei der urſprünglichen Rollen in „Frankfurter" umzuſchmelzen, von welchen die in erſter Linie zwei Damen zufielen, während die mir übertragene nur in zweiter ſtand. Noch in der letzten Stunde, als bereits die Proben beginnen ſollten, kam Malß plötzlich auf einen Gedanken, den er zu ſeinen glücklichſten Impromptüs zählen konnte. Der zweite Aufzug des Stückes ſpielt nämlich im Garten des Tivoli und beginnt mit einem Zwiegeſpräch zwiſchen Schuſter und Schneider, welche eiferſüchtig auf einander ſind. Malß fand dieſen Anfang zu matt und wollte, daß beim Aufrollen des Vorhangs, wo ſich dem Zuſchauer das mit möglichſter Local-Treue dargeſtellte Bild des Gartens zeigen ſollte, die Bühne voll Leben ſei und die einzelnen Gruppen im Hintergrunde nicht blos ſtumme Zuſchauer der im Vordergrunde ſpielenden tête-à-tête-Scene abgäben. Er hatte die glückliche Idee, den Act mit einer parodiſtiſchen Nachahmung des „Spaziergangs" in Goethe's „Fauſt" zu eröffnen, was ihm auch vortrefflich gelang. Schlag auf Schlag zündeten die draſtiſchen Gruppen der Bürger, Nähmädchen, Kammerdiener und Köchinnen, der beiden franzöſiſch radebrechenden „Ladenſchwengel" und als Meck, in der gelungenen Maske eines jüdiſchen Schöngeiſtes erſcheinend, auf die Frage ſeines „Sarchen", ob ihm

„Templer und Jüdin", im Augenblick die Zugoper des neuen Intendanten, nicht gefallen, „da er ja geziſcht habe", erwiederte: „nuh, ſe hot mer jo gefalle — ich hebb' awwer doch geziſcht!" da dröhnte der Saal von Beifallsjubel.

Doch kam noch etwas hinzu, was die erſte Vorſtellung des „Tivoli" zu einer für das neu gewonnene Terrain des Localſtückes beſonderen Bedeutung erheben ſollte. Es tauchte plötzlich ein Talent auf, von dem bisher Niemand eine Ahnung hatte. Einer erſt ſeit kurzer Zeit engagirten jungen Sängerin aus der Nachbarſchaft, einer ſchüchternen Anfängerin, die trotz ihrer klangvollen Sopranſtimme bisher wenig Beachtung gefunden hatte, war die Rolle des „Binchen" einer „Biggel-Junfer" zugetheilt worden, nachdem ſie früher im „Feſt der Handwerker" in einer kleineren Localrolle aufgetreten war. Wie groß war daher die Ueberraſchung, als Henriette Münch, von anmuthiger jugendlicher Geſtalt und intereſſanten Zügen, durch ungekünſtelte Naivität, Wahrheit der Auffaſſung und vollſtändiges Beherrſchen des Dialects, Alles zum ſtürmiſchſten Beifall hinriß. Ihr gebührte unbedingt an dieſem Abend der Preis!

Leider verließ dies ſchöne Talent ſchon nach zwei Jahren Frankfurt. Als die Künſtlerin ſpäter, im Jahre 1842, unter dem Namen Frau Keßlern-Münch auf's Neue hier engagirt wurde, gelang es ihr nicht mehr, weder in Localrollen noch in ſonſtigen Aufgaben, das frühere Intereſſe wieder zu erwecken, und ſie verſchwand bald nachher, ohne daß ihr Abgang viel bemerkt worden wäre.

Die Vorſtellung, mit Luſt und Liebe geſpielt, wurde mit allgemeinſtem Beifall aufgenommen.

Mit dem zu Meck's Benefiz am 9. April 1832 zum Erſtenmale aufgeführten „Stündchen im Tivoli" war ſomit das Repertoir der Frankfurter Localſtücke um ein drittes vermehrt.

Ehe ich zur Schilderung des vierten und unbeſchadet der Trefflichkeit des „Bürger-Capitains" in ſeiner Wirkung nachhaltigſten und weitgreifendſten aller Localſtücke übergehe, bedarf es eines Zurückkommens auf das Jahr 1828.

Es war in eben genanntem Jahre, als ich meine erſte Reiſe nach Paris unternahm, — eine Kunſtreiſe in paſſivem Sinne, — nachdem ich bereits, als erſten größeren Ausflug, im Jahre 1825 Berlin beſucht hatte; nicht etwa „Gaſtirens halber", denn dazu fehlte mir jungen Schauſpieler das benöthigte Selbſtvertrauen. Gehörte ich doch einer Zeit an, wo noch ein gewiſſer heut zu Tage antiquirter Reſpect vor hervorragenden Künſtlern und gar vor denen Kaiſerlicher oder Königlicher Hofbühnen beſtand und man eine heilige Scheu empfand, ſich mit ſolchen Größen zu meſſen. Mein Zweck war lediglich dorten die Meiſter unſerer Kunſt, von denen man aus der Ferne ſo viel Außerordentliches hörte und im Verkehr ſich ſo viel Wunderbares erzählte, nun auch Einmal

in lebendiger Nähe vor mir zu sehen, sie zu studiren, und so viel wie möglich von ihnen zu lernen*).

Ich fand mich in meinen ziemlich hochgespannten Erwartungen auch nicht getäuscht. Die Berliner Hofbühne hatte in damaliger Zeit glänzende Talente aufzuweisen, wie den genialen Ludwig Devrient, die Stich, Wolff und Gattin, Lemm, Gern, Blume, Rebenstein, Rüthling u. s. w.; daneben bestand das seit 1824 neu eröffnete Königstädter Theater mit einer Sonntag, einem Spitzeder,

---

*) Nachstehendes ist der „Iris", Beiblatt zur „Zeitung der freyen Stadt Frankfurt" vom 14. August 1825 entnommen. Möge es nicht als ein Sympton prickelnder Eitelkeit gedeutet werden; die mich näher kennen, wissen, daß ich niemals dem Grundsatze gehuldigt, welchen ein berühmter Kollege — „berühmt durch seinen Ruhm, den viele und große Zeitungen verkünden" — mir seiner Zeit dringend anempfohlen hat. Er lautet: „Die Presse ist eine Macht, und des Schauspielers Streben muß sein, diese Macht sich unter allen Umständen und mit Aufwand aller Mittel dienstbar zu machen."

Die Iris sagt:

„Alle Pflichten gegen unsere wackeren Künstler gern erfüllend,
„zeigen wir nachträglich an, daß Herr H. seit voriger Woche zu-
„rückgekehrt ist u. s. w. — — — — — — — — — — — —
„— — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Dennoch mußte er den Bitten seiner Berliner Kunstgenossen nach-
„geben und auf dem Königstädter Theater einmal auftreten, es
„war die von ihm so ergötzlich durchgeführte Rolle des Rigl in
„dem Hofmann'schen Meister Martin und seine Gesellen,
„worin er vielen Beifall erntete."

Schmelka und so manchem andern tüchtigen Künstler — der trefflich besetzten Königlichen Oper und des großartigen Ballets gar nicht zu gedenken.

Die Reise nach der großen Stadt hatte einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, der in künstlerischer Hinsicht nicht ohne Nutzen für mich blieb. In Folge davon erwachte in mir bald nachher das Verlangen nun auch die Stadt aller Städte, mit ihren vielen Theatern und der Schaar von Künstlern aus allen Fächern, das große Paris zu sehen, das Alpha und Omega alles Sehenswürdigen, die Spitze aller Civilisation! So trat ich denn, als ich mich genügend vorbereitet glaubte, im Spätherbst des Jahres 1828 die große Reise nach der französischen Hauptstadt an. Ich nahm meinen Weg über die berühmte jetzt verödete Kaiserstraße, längs des Rheins, über Köln und Brüssel, und kam endlich wohlbehalten, obschon tüchtig zusammen gefroren, da plötzlich eine für die Jahreszeit ungewöhnliche Kälte eingetreten war, in der „Capitale“ an, die damals erst 700,000 in meist engen und schmutzigen Straßen hausender Bewohner zählte.

Eine Beschreibung von Paris gehört nicht hierher; ich berühre daher meinen Aufenthalt dorten nur in so weit, als er zu dem Zweck dieser Blätter, der Schilderung der Frankfurter Localstücke, in Beziehung steht.

Unter der Zahl der damals nur auf etwa zwanzig sich belaufenden dortigen Theater, besuchte ich auch das schon seit vielen Jahren nicht mehr existirende Théâtre des Nouveautés,

gegenüber der Börse *). Hier sah ich eines Abends unter vier Stücken welche der Zettel anzeigte, eines, das seit Wochen ganz Paris im Lachen erhielt. Der große Komiker Potier, mit der jugendlichen Déjazet an seiner Seite, spielte eine eben erst neu „créirte" Rolle — wie man das dorten nennt — in einem dreiactigen Stücke in fünf „tableaux", betitelt: „Le bourgeois de Paris ou la Partie de Plaisir", von D'Artois, Dupin und Varner.

Potier's treffliche, eben so wahre als einfache Auffassung des Pariser „baumwollenen Waarenhändlers", sein Humor, seine Gewandtheit und Natürlichkeit entzückten mich in hohem Grade. Da ist was zu lernen! dachte ich bei mir und ging die beiden nächsten Abende wiederum hin. Und jedesmal spielte er mit gleicher Frische und der liebenswürdigsten Drollerie. Aber auch seine Umgebung war trefflich und des Meisters würdig, vor Allen die Déjazet, damals in ihrer Blüthe, die in sämmtlichen Stücken mit einer Verve spielte, welche Alles zu jubelndem Beifall hinriß **).

---

*) Seit zwei Jahren haben sich im Faubourg Montmartre neue „Nouveautés" aufgethan. Die Bühne befindet sich im ersten Stockwerk des Gebäudes. Das Haus brannte im vorigen Winter ab, war aber im folgenden Frühjahr wieder aufgebaut.

**) Der gleiche Beifall begleitet heute noch die Darstellungen der nunmehr siebzigjährigen Mademoiselle Déjazet. Sie spielt heute noch den Vicomte de Letorières und singt ihre Couplets zwar mit einer Stimme „dünn wie ein Seidenfaden" aber mit einem Vortrag, der unnachahmlich ist.

Das Stück kam mir nicht aus den Gedanken. Ich kaufte das Buch und von meiner Reise zurückgekehrt, sprach ich sogleich mit Malß, schilderte ihm meine Eindrücke und äußerte gegen ihn, meiner Ansicht nach sei mit dem Stücke etwas zu machen. Allein der Augenblick war nicht günstig. Eines Theils stand das „Fest der Handwerker“ in Aussicht, anderntheils war das Intendanten-Gewitter im Anzuge, so daß vorläufig die Sache auf sich beruhen blieb und endlich in Vergessenheit gerieth.

Zu dieser Zeit ungefähr war es, als die Theater-Ober-Direction anfing die bisher festen Gehalte der Schauspieler gewissen Modificationen zu unterziehen. Die in Paris üblichen extra Honorare, feux genannt, — Spielgelder — waren in Frankfurt noch wenig gebräuchlich und erst nach und nach, bei neuen Engagements, wurden sie eingeführt, dann aber immer allgemeiner; ich selbst hatte niemals welche, heut' zu Tage bezieht sie Jedermann. Um Uneingeweihten, die sich etwa dafür interessiren, die Sache „klar zu machen“, bemerke ich, daß Spielgelder nicht etwa als Zulagen zu von früherher für einzelne Fächer normirten festen Gehalten anzusehen sind, im Gegentheil die Betheiligten eben um so viel früher normirter Gage weniger beziehen und das diese

Lücke auszufüllen bestimmte Spielgeld nur als Handhabe erfunden worden ist, um gelegentliche Unpäßlichkeiten schneller heilen und etwaige Widerspenstigkeiten im Zaume halten zu können.

Diese Art der Honorirung entspricht in einer Stadt wie Paris, wo übrigens nur Künstler ersten Ranges — denn nur diese erhalten sie — neben enormen Gehalten ihre feux beziehen, wofür sie auch Monate lang, fast Tag für Tag, dieselbe ermüdende Rolle spielen müssen, ihrem Zweck; wenn aber unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen ein Modus angewendet wird, dem zufolge der Schauspieler, wenige Fälle ausgenommen, als festen Gehalt eine Summe bezieht, von der er offenbar nicht leben kann, so daß er, um seine Existenz zu sichern, suchen muß, auf welchem Weg und durch welche Mittel es sei, Rollen zu bekommen, um so viel wie möglich Spielgelder zu erspielen, dann mag wohl des Herrn Theaterdirectors „Geschäft", die dramatische Kunst aber schwerlich dabei profitiren. — Zum Glück nimmt man es mit Letzterer heut zu Tage nicht mehr allzugenau.

Lag nun auch damals das Spielgeldsystem bei uns hier noch in der Wiege, so hatte dagegen die Honorirung durch Benefiz-Antheile, in einzelnen Fällen wohl auch durch ganze, mitunter selbst garantirte Einnahmen, weiter um sich gegriffen. Seither nämlich waren Benefize nur Gästen als Honorar für eine bestimmte Anzahl von Rollen und der Pensionsanstalt wie oben bemerkt, als Unterstützung bewilligt worden. Nieser, der früher so sehr beliebte Tenor,

war meines Wissens der Erste, dem eine garantirte Benefizvorstellung contractlich zugestanden wurde, was, abgesehen von der pecuniären Seite, zugleich als eine gewisse Distinction angesehen wurde. Etwas später erhielt auch Caroline Lindner, bei erneuertem Contractsabschluß, eine mit fl. 1000 garantirte Vorstellung zu ihrem „Besten", wie es hin und wieder auf dem Theaterzettel hieß; eine für die damaligen Verhältnisse bedeutende Summe, von welcher man im Voraus wußte, daß sie nicht einzunehmen war und die neben ihrem festen Gehalt von fl. 3000 die Totalsumme ihrer Einnahmen auf fl. 4000 zu vervollständigen bestimmt war. Noch später schossen die Benefize wie Pilze empor, so daß schließlich, mit Ausnahme der untergeordneten Fächer, fast Alle „gebenefizt" wurden, wie man sich scherzhafter Weise auszudrücken pflegte.

Bei Erneuerung meines Contractes, nach Antritt des Intendanten Grüner, erhob ich daher ebenfalls Anspruch auf eine Benefizvorstellung, in Folge dessen mir ein Antheil von 2/3 der Brutto-Einnahme „zugebilligt" wurde, wie es im damaligen Theater-Kanzlei-Styl lautete.

Im Spätherbst des Jahres 1832 sollte mir nun, nach 18jähriger rastloser Thätigkeit, zum Erstenmale die Ehre und der Nutzen einer Benefizvorstellung zu Theil werden. Bei dem Wohlwollen, welches mir bisher das Publicum bezeigt hatte, konnte ich im Voraus auf dessen rege Theilnahme zählen. Der erste Benefizabend des Darstellers des Bürger-Capitains, obendrein eines Frankfurter Kindes, wurde in

jener, ihres patriarchalischen Charakters noch nicht ganz entkleideten Zeit, zu einem kleinen Ereignisse. Was bedurfte es da langen Wählens und Prüfens, ob dieses oder jenes Stück am Meisten „ziehen" würde.

Ich hatte schon früher einen der ergötzlichsten Typen des heimgegangenen Lux mir in einer Weise zu assimiliren versucht, die, weit entfernt von bloßer Nachäfferei ohne geistiges Verständniß, dem Publicum wohlgefiel, welches sich dabei gerne seines unvergessenen Komikers erinnerte. Durch die Reproduction der Rolle des „Lucas Hirsch" in Fioravanti's Opera buffa: „I virtuosi ambulanti", „Die wandernden Komödianten" (soll eigentlich heißen: Operisten), der Lieblingsoper der Frankfurter alten Schlags, hatte ich einen gewichtigen Stein im Brett bei meinem Publicum gewonnen. Ich wählte deshalb ohne langes Besinnen diese Oper zum Benefiz, überzeugt, wie alle Andern, damit, wie man damals zu sagen pflegte: ein volles Haus, heute würde es heißen: ein gutes Geschäft zu machen.

Unterdessen mochte Malß die Broschüre des Bourgeois de Paris wieder in die Hände gefallen sein. Ohne daß ich selbst Veranlassung hierzu gegeben, fing er aus freien Stücken an davon zu sprechen, und schien wieder neue Lust zum „Frankfurterisiren" bekommen zu haben. Er meinte, daß die Kleinigkeit im Localgewande sich nicht übel machen möchte, und da die gewählte Oper das damals übliche Zeitmaß der Theatervorstellungen nicht überschreite, ja selbst kaum erreiche, so dürfte solch lustige Beigabe die Anziehungskraft nur noch

ſteigern, ohne weiter beſorgen zu müſſen, daß durch ungebührliche Länge der Vorſtellung der bekannte „Kartoffelſalat“ kalt würde.

Natürlich nahm ich den Vorſchlag mit freudiger Bereitwilligkeit an, Malß machte ſich ſofort an die Arbeit, und nach wenigen Tagen ſchon ſchickte er mir die ausgeſchriebene Rolle.

Da Malß jetzo nicht mehr den Directorſcepter ſchwang, ſo war es vor Allem nöthig die Einwilligung zur Aufführung dieſer Beigabe bei dem Herrn Intendanten nachzuſuchen. Grüner war mir gewogen. Früher ſelbſt Schauſpieler, von bedeutendem Rufe, öfters neben Eßlair genannt, mit dem Theaterweſen durch und durch vertraut, hatte er einen ſcharfen Blick für ſeine Leute. Er wußte die Fähigkeiten ſeiner Schauſpieler genau zu beurtheilen, und — wenn's ihm gerade darum zu thun war — auch ihren Fähigkeiten angemeſſenen Spielraum zu geben. So ſagte er mir einſt in ſeiner derb gutmüthigen Weiſe: „in Ihm ſteckt was, wenn es auf mich allein ankäme, ich ließ Ihn noch ganz andere Sachen ſpielen.“ Er hatte mir um dieſe Zeit grade die ſchöne Charakterrolle des Sergeanten im „goldenen Kreuz“ zugetheilt, worüber ich mich einigermaßen verwundert gegen ihn äußerte. Leider mußte ich ſpäter erfahren, daß ſeine Nachfolger, Mühling ausgenommen, ſeine Anſicht

nicht theilten, oder nicht theilen wollten. Die Einen spielten diese „Sachen" selber, die Andern verstanden's nicht besser.

So klopfte ich denn eines Morgens an der Intendanten-Thüre, mit dem Manuscript der „Landparthie nach Königstein" unter dem Arm, nicht ohne Bangen wegen des Erfolgs, und trat auf ein barsches „Herein" in die geräumige, staubige, mit Büchern, Rollen, Acten und Protocollen angefüllte Stube — dem Büreau des Herrn Intendanten.

Grüner, mit Durchsicht dickleibiger Bücher, Kassabücher wahrscheinlich, beschäftigt, schien eben nicht in bester Laune. „Was will Er?" herrschte er mich an. Ich trug ihm nun in aller Demuth und Bescheidenheit mein ergebenstes Gesuch vor, zu der gewählten Oper noch ein kleines, eben vollendetes Localstück, als Nachspiel geben zu dürfen, und hielt ihm mit einiger Schüchternheit das Manuscript entgegen. „Ey was", knurrte er mich an: „Er hat ja die schöne Oper, was braucht's da mehr; Er macht doch ein volles Haus." Nun nahm ich mich zusammen und suchte ihm in rührender Weise zu Gemüth zu führen, wie dies mein allererstes Benefiz sei; wie ich doch wünschen müsse, daß — zu beiderseitigem Vortheil — es so einträglich als möglich ausfallen möge u. s. w. Aber alle meine Argumente, so rührend ich sie auch vorbringen mochte, machten keinen wahrnehmbaren Eindruck auf den alten „Brummbär". Endlich nach wiederholtem Drängen und der Bitte das Stück doch vorerst einer Durchsicht zu würdigen, rief er mürrisch aus: „Na, leg'

Er's dort hin! wenn ich Zeit hab', will ich ſein dummes Zeug anſehen — komm' Er morgen wieder vor!"

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal ſagen, und am nächſten Morgen ſtand ich wieder in der geräumigen Stube vor dem ſtrengen Gewalthaber. Auf mein Befragen, ob er das Stück durchgeſehen erwiderte er brummend: „Ey was, ich hab' noch keine Zeit gehabt Sein Zeug zu leſen!"

Jetzt ging mir das Waſſer an den Kragen, denn ſchon nach neun Tagen ſollte dem Repertoire zufolge die Vorſtellung gegeben werden. Ich faßte mir ein Herz und drang mit wiederholten Argumentationen und erneuerten Bitten auf ihn ein, bis er endlich nach dem Manuſcript griff, es mir hinwarf, und dabei die mir unvergeßlichen Worte herauspolterte: „Na, meinetwegen — da ſpiel Er ſeinen D—k!"

Dieſe eben nicht ſehr graziöſe Apoſtrophe genirte mich indeß nicht im Geringſten — ich kannte ja meinen Mann. Vergnügt eilte ich mit der guten Nachricht zu Malß.

Es war nun aber auch kein Augenblick mehr zu verlieren. Ausgeſchrieben war das Stück bereits, und zwar in ſolcher Eile, daß der mir bekannte und befreundete Copiſt kaum Zeit hatte, die einzelnen Bogen nothdürftig zuſammen zu heften, ſo daß ich bei Empfang meiner Rolle gleichzeitig auch die vergeſſene Nähnadel mit in den Kauf erhielt, die am Faden der letzten Seite hängen geblieben war, und die zur Stunde noch als halbverroſtetes Erinnerungszeichen daran herumbaumelt.

Schon am nächſten Vormittage ſollte die Leſeprobe abgehalten werden, und ich hatte deshalb unverweilt meine Rolle vorzunehmen.

Die Auffaſſung einer Rolle iſt meiner Anſicht nach die Intuition des Augenblicks; die Technik der Ausführung das Werk ſpäteren Fleißes. Mir ging es wenigſtens ſo, daß, wenn eine neue Rolle bei dem erſten Durchleſen nicht ſofort in ihrer ganzen Weſenheit ſammt allem äußern Beiwerk vor mein inneres Auge trat, wenn ſie mir nicht, wie wir Schauſpieler zu ſagen pflegen, unmittelbar in Fleiſch und Blut überging, jedes Abändern, jedes Ab- und Zuthun nichts fruchtete und die Rolle alsdann mehr oder weniger mißlang.

Und wie viele ſind mir mißlungen! Wie wenige nur von den 600 Rollen, die mir im Laufe der 45 Jahre meines zweiten Engagements an hieſiger Bühne zugetheilt worden, ſind aus einem Guſſe, harmoniſch in allen Theilen in die Erſcheinung getreten! Wie Viel aber und wie Vielerlei gehört auch dazu, um eine Rolle nach allen Seiten hin vollendet darzuſtellen, um die beliebte Recenſentenphraſe: „wie für die Rolle geſchaffen“, zu rechtfertigen! Angebornes Talent, Geiſt und Bildung reichen da nicht aus; auch alles Aeußerliche, Geſicht, Geſtalt, Klangfarbe des Organs, bezügliches Alter muß zuſammen ſtimmen, um ein Bild hinzuſtellen, das den Zuſchauer ſofort gefangen nimmt, ihn an der Identität des Darſtellers mit dem Dargeſtellten nicht zweifeln läßt und ſomit ſeine höchſte Wirkung erzielt. Daß die Anzahl ſolcher Rollen, ſelbſt bei den hervorragendſten Künſt-

lern, nur eine beſchränkte ſein kann, ſehen wir an den Koryphäen der Schauſpielkunſt aller Länder. Die Meiſter- und Muſterſchöpfungen eines Ludwig Devrient, Talma, Kean — einer Schröder, Lindner, Rachel, worinnen Kunſt und Natur zu harmoniſchem Verein verſchmolzen ſind, bilden bei Allen einen eng gezogenen Kreis von nur ſehr wenigen Rollen, der auch von unſern modernen „Virtuosi ambulanti“ bei ſtrenger Sichtung nicht als erweitert befunden werden dürfte.

Schon nach dem erſten eingehenden Durchleſen der neuen Rolle ſtand das Bild des Mannes „wie er leibt und lebt“ vor mir, in all ſeiner Eigenthümlichkeit, mit ſeiner beſondern Sprechweiſe, ſeinem ſchwabbelnden Gang, im vollſtändigen Koſtüm, vom grauen „Hambacher“ Hut herab, bis zu dem Steg an den Beinkleidern. Es blieb mir kaum mehr zu thun übrig, als die Rolle zu memoriren und dazu waren mir jungen Mann neun volle Tage mehr als hinreichend.

Die Leſeprobe fiel nicht nach Malß' Erwartungen aus. Der eigentliche Zweck einer Leſeprobe iſt wohl kein anderer, als dem ſie abhaltenden Director oder Regiſſeur als Prüfſtein zu dienen, ob die Träger der Rollen ſie den Intentionen des Verfaſſers entſprechend aufgefaßt und demgemäß „im Charakter“ und mit richtiger Betonung vortragen. Wie nun aber häufig das Ganze nur auf ein „Collationiren“

der Abſchrift hinausläuft, ſo geſchah es auch bei dieſer Gelegenheit. Die Rollen — und ich ſelbſt bekenne mich ſchuldig — wurden nur ſo „hingenuſchelt", monoton und ohne jede Nüancirung; was etwa hin und wieder zu verſtehen war, wurde theilnahmlos, nur ſo oben hin mit angehört; Jedes beeilte ſich der läſtigen Vorleſerei des „Quarks" ſobald als möglich enthoben zu ſein.

Malß war nach dieſer Probe ſehr verſtimmt. Er zog mich auf die Seite und geſtand mir, daß er voller Beſorgniß über den Erfolg des Stückes ſei; es habe, wie ihm geſchienen, auf Niemand Eindruck gemacht. Nicht eine Miene habe ſich auch nur zu einem Lächeln verzogen, geſchweige denn daß es zu einem derben Gelächter gekommen wäre. Ich erwiderte ihm, daß dies noch keineswegs eine Nothwendigkeit des Mißlingens in ſich ſchlöſſe; wie ich öfters die Erfahrung gemacht, daß je toller bei der Leſeprobe gelacht, deſto gewiſſer das Stück bei der Aufführung ausgeziſcht, ſelbſt ausgepfiffen worden ſei; daß die Rolle in all ihren Einzelheiten lebendig vor mir ſtehe, und daß ich im Gegentheil mir eine mehr als günſtige Aufnahme des Stückes verſpreche. Ich bat ihn alsdann der erſten Theaterprobe im Parterre beizuwohnen, auf welcher ich ihm die Rolle ganz wie ich ſie gedacht vorſpielen würde. Dieſe Probe fand ſchon nach wenigen Tagen ſtatt, und nach dem erſten Acte kam Malß mit freudeſtrahlendem Antlitz auf die Bühne — er war befriedigt — jede Beſorgniß geſchwunden!

Der Tag der Benefizvorstellung, Montag der 26. November 1832, war endlich erschienen. Das Haus war überfüllt. Die „Wandernden Komödianten", damals noch Repertoiroper, bei vorzüglicher Besetzung mit aller Lust und Liebe ausgeführt, gingen unter gewohntem Beifall zu Ende und das Publicum sah nun mit gespanntester Erwartung dem neuen Localstücke entgegen.

Mit welch ausgezeichneten Kräften die Rollen bei den ersten Aufführungen der „Landparthie" besetzt waren, ist daraus ersichtlich, daß Caroline Lindner, der Sache zu Liebe, die kleine Parthie der „Frau Hampelmann" übernommen hatte, die talentvolle Benesch, später unter dem Namen Wittmann an der Stuttgarter Hofbühne glänzend, die „Magd bei Hampelmann" spielte, Rottmayer, der beliebte erste jugendliche Liebhaber, später Hoftheater-Director in Hannover, den „Rummel", Hendrichs, später Königl. Preußischer Hofschauspieler, damals in erster Blüthe stehend, den „Zahm", und endlich Lußberger, später Hofschauspieler in Wien, den „Flurschütz". Gleich trefflich waren alle übrigen kleineren Rollen vertreten.

Donnernder Beifall begleitete bis zum Schlusse die erste Vorstellung des vierten Localstückes. Die „Landparthie nach Königstein" war gemacht, von deren Strapatzen ich mich erst nach 34 Jahren erholen sollte!

Daß die treffliche Vorstellung dieser ersten „Hampelmaniade", in welcher jede Rolle bis zur kleinsten herab den geeigneten Darsteller fand, einen Erfolg hatte, wie er in diesem Genre nur ausnahmsweise auf unserer Bühne dagewesen, darf ich wohl, ohne mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, hier aussprechen.

Am andern Morgen war die ganze Stadt voll von der großen Neuigkeit!

Wie es häufig der Fall ist, daß der Zuschauer hinter der gelungenen Maske eines Schauspielers immer Jemand heraus wittern will, der darin abkonterfeit sein soll, so hatte man auch diesmal, schon während der Vorstellung, nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als hin und her zu rathen, wen der Träger der Hauptrolle wohl copirt haben möchte — denn Copie mußte es jedenfalls sein — es war ja alles so natürlich, so aus dem Leben gegriffen! Endlich concentrirte sich die Vox populi auf eine bestimmte Persönlichkeit (man nannte sie mit Namen), die dem Schauspieler als Original zu seinem Bilde gesessen haben müsse. War es ja doch die gleiche Sprechweise, die nämliche Haltung, der besondere Gang, kurz der ganze Mann! Nur Eines wurde nicht in Anschlag gebracht: daß dem Darsteller selbst, diese Persönlichkeit so gut wie fremd war. Ich kannte den Mann zwar von Ansehen, wie man eben in einer kleineren Stadt fast alle Leute mehr oder weniger kennt; aber nie und nirgends hatte ich mit demselben weder eine persönliche Begegnung, noch Gelegenheit gehabt ein Wort zu wechseln, was auch später niemals der Fall war.

Nicht die Portraitirung eines Individuums hatte ich mir zur Aufgabe geſtellt, ſondern der Repräſentant einer in zahlreichen Exemplaren vorhandenen Gattung ſollte es ſein, deren charakteriſtiſche Züge ich beſtrebt war, in einem naturwahren Bilde zuſammen zu faſſen.

Weit eher hätte man an meinem „Boſton-Tiſch“ im „Kolleg“ etwas dergleichen aufſpüren können; damals, als ich noch Zeit fand einer harmloſen „Groſchen-Parthie“ vergnüglich mich hinzugeben, und mich dann kein „Partner“ mehr gaudirte, als der kurze, behäbige, im drabfarbenen langen Ueberrock mit weiten Seitentaſchen, ſelbſtgefällig einher watſchelnde gutmüthige Patron, mit dem ſtets vergnügten, eirundförmigen, von Blatterngrübchen nicht ganz verſchont gebliebenen Geſicht, dem kohlſchwarzen, bürſtendichten, à la malcontent geſchnittenen Haar, dem ſichelförmig zugeſtutzten Backenbart, der großen vergoldeten Brille, die unaufhörlich nach allen Windroſen ſich drehte, dem ewig beweglichen „Maulwerk“, dem ein nie verſiegender Strom, bald von Klagen über ſchlechte Karten, bald von Hoffnungsworten auf gute, bald von Selbſttröſtungen bei entſchiedenem „Pech“ entquoll, nebſt einem unzubemeſſenden Quantum gemüthlicher Allotria — — Der mag mir allerdings einige Farben auf meine Palette geliefert haben.

Eines tragi-komiſchen Falles, den man ſich Abends nach der Vorſtellung erzählte, mag noch hier gedacht werden.

Zur Zeit der erſten Aufführung der „Landparthie nach Königſtein“ pfiffen noch keine Locomotiven, und blitzten noch keine elektriſchen Telegraphen; man fuhr noch ſeine vier gemüthlichen Stunden, auf grade nicht muſterhaft unterhaltenen Wegen, nach dem beliebten Königſtein.

Trotzdem war die Kunde des „Ereigniſſes“ bereits dorthin gedrungen, zugleich mit der Nachricht, daß die ganze Vorſtellung den zweitfolgenden Tag, am 28., wiederholt werden ſollte. Dies reizte die Königſteiner Neugierde in ſolchem Grade, daß, trotz November-Sturm und Wetter, an genanntem Tage der geräumige Omnibus aus ſeinem Winterſchlafe angeweckt und in Bewegung geſetzt wurde, befrachtet mit den Honoratioren des freundlichen Städtchens, und ſich von den Höhen des Taunus nach der Stadt am Main hinabbewegte, um am Theatergebäude Halt zu machen. Aber das Schickſal, in Geſtalt einer heiſeren Kehle, ſpielte den wackeren Kunſtfreunden einen argen Streich!

Denn an der Theaterpforte war unterdeſſen das bekannte grau weiße Quartblättchen angeheftet worden, mit der ominöſen Aufſchrift „Theater-Anzeige“ und des Inhalts: „Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit“ ꝛc. ꝛc. Leider fiel die Schuld dieſer Kalamität auf mein Haupt — oder vielmehr auf meinen Larynx. Gleich am Tage nach der erſten Vorſtellung wurde ich nämlich von einer heftigen Heiſerkeit befallen, die ſich bis zum darauf folgenden ſo geſteigert hatte, daß ich kein

lautes Wort ſprechen konnte und ſelbſtverſtändlich an mein Auftreten nicht zu denken war. So ſahen ſich die guten Königſteiner genöthigt den Rückweg in ihre heimathlichen Berge wieder anzutreten, leider unter andern Witterungsverhältniſſen, als denen, unter welchen während der „Saiſon" gewöhnlich dieſe Luſtreiſe unternommen wird.

„Nur die Lumpe ſind beſcheiden", ſagt unſer großer, ehemaliger Mitbürger. Da ich nach dieſem Epitheton juſt nicht geize, ſo ſage ich geradezu — und mit aller Unbeſcheidenheit die ich zuſammen raffen kann: — ein großer Wurf war mir gelungen! Mit dieſer Rolle legte ich das Fundament zu einer Gallerie von Bildern, die, ſpäterhin auf den meiſten Bühnen Deutſchlands zur Schau geſtellt, mir Ehre und Vortheil bringen ſollten. Welche Tragweite das eben Geleiſtete haben ſollte, konnte ich natürlich von Anfange an nicht ermeſſen. Fragte mich doch mein damaliger College und Freund, der vorzugsweiſe in idealen Regionen zu weilen liebende Rottmayer, als wir uns vor Beginn der vierten Vorſtellung auf der Bühne begegneten, mit ſauerſüßer Miene: „Nun haſt Du jetzt bald genug — willſt Du das Ding noch öfter ſpielen?" Ach! wenn er damals hätte ahnen können, daß es länger als eines Menſchenalters bedurfte, bis alle Landparthieen und Eilwagenreiſen des baumwollenen Spießbürgers zu ihrem Endziel gelangten!

Während meiner Unpäßlichkeit, die mich übrigens nur wenige Tage auf das Zimmer bannte, konnte ich Grüner nicht sprechen. Offen gestanden, gelüstete es mich, im Gefühle meines Sieges, ihm nun ad oculos zu demonstriren, daß auch Intendanten „sterblich", daß auch sie bei Beurtheilung neuer Stücke dem Irrthum unterworfen sind. Allein ich hätte Unrecht gehabt. Grüner hatte das Manuscript nicht gelesen. Wer hätte auch ihm, dem Fremden, dem Oestreicher, zumuthen wollen, eine Schrift zu entziffern, die für ihn Hieroglyphe sein mußte. — Als ich nach einigen Tagen wieder das Haus verließ, mochte ich doch nicht zu ihm gehen. Man genirt sich ein wenig nach vorangegangenen Unpäßlichkeiten auf Theater-Büreaux zu erscheinen; man scheut sich vor den säuerlichen Mienen bei dem Empfang; man glaubt aus ihnen bei Heller und Pfennig den Schaden herauslesen zu können, welchen der „Repertoir-Störer" der Kasse gebracht hat. Auch hatte ich überhaupt nicht die Gewohnheit — zu meinem Nachtheil vielleicht — um das Theaterbüreau herum zu lungern, um gelegentlich auszustöbern, wo der Wind herbläst und was auf dem Barometer dieses Mikrokosmus steigt oder fällt. Seit meiner Benefizvorstellung hatte ich ja auch, für den Augenblick wenigstens, keinen „geschäftlichen" Grund, dorten zu erscheinen.

Zu jener Zeit waren häufige Wiederholungen, ſelbſt der mit großem Erfolg gegebenen Novitäten, noch nicht gebräuchlich. Man pflegte auf die Herren Actionäre gebührende Rückſicht zu nehmen, die, ſolidariſch haftbar, für den „Riß" einzuſtehen hatten. Auch beſtand das Logen-Publicum zumeiſt aus „Stamm-Actionären"; der Gedanke, der die halben, viertel, achtel und ſechzehntel Logenplätze ins Daſein rief, ſchlummerte noch in der Zeiten Schooße. Auch das Parterre-Publicum mußte durch zweckmäßige Abwechslung angezogen werden. Es war in der Regel nur ein kleines Häuflein, das den Kern der eigentlichen „Habitué's" bildete, die allabendlich das Theater beſuchten, die beinahe Jedermann kannte, und von denen Manche Decennien lang ihren Sitz auf derſelben Stelle der harten, mit Leder überzogenen, und Heu ausgeſtopften Bänke nahmen, die bei nicht allzuhäufig vorgenommener Reparatur, wo die ſchadhaften Theile durch hell leuchtendes, hochgelbes Leder erſetzt wurden, alsdann gegen die ältern, noch haltbaren, aber durch den Gebrauch geſchwärzten und polirten, luſtig genug abſtachen, ſo daß das Ganze, von der Gallerie herab geſehen, einem gigantiſchen Damenbrette glich. *)

*) Dieſe Bänke, die unaufhörlich Stoff zu Klagen ſeitens des Publicums wegen mangelnder Rücklehnen gaben, erhielten ſich bis ins Jahr 1855. Sperrſitze kannte man bis zu dieſem Zeitpunkte hier nicht. — Urſprünglich hatte das Parterre drei Eingänge, den noch jetzigen mittleren, dann, in der Hälfte der Parterrelogen-Reihe, rechts und links je einen. Bei dem Umbau im

Damals beherrſchte Raupach, theils mit ſeinen Dramen, theils mit ſeinen geiſtvollen dramatiſirten Satiren, von ihm Luſtſpiele benannt, das Repertoir. Wie in Berlin Gern, ſo ſchuf in Frankfurt Leißring, die ſtehende Figur des Schelle — zu allgemeinſtem Ergötzen. Allein trotzdem folgten ſich die Wiederholungen doch nur in längeren Zwiſchenräumen, während heute die „hausmachernen" Waſſerſuppen moderner Luſtſpielfabrikanten allwöchentlich den „ausverkauften" Häuſern aufgetiſcht, und con gusto verzehrt werden!

So hielt es denn Grüner, ſelbſt bei dem bedeutenden, wenn auch vorerſt nur lokalen Erfolge des neuen Stückes, für angemeſſen, bei der am zweiten Tage darauf folgenden erſten Wiederholung, auf dem Theaterzettel, gleichſam als Entſchul-

---

Jahre 1827 wurde der Eingang linker Seite in eine Loge umgewandelt, der zur rechten verblieb. Auf dieſem ſchmalen Streifen Fußboden, auf welchem etwa acht Perſonen nothdürftig Raum finden konnten, ſtellte ſich allabendlich die Crème der Tonangeber und Spektakelmacher ein, weßhalb, ſeit der Aufführung des „Freiſchütz", demſelben der ominöſe Namen „die Wolfsſchlucht" beigelegt wurde. Von dieſem gefürchteten Winkel aus erging das in den meiſten Fällen entſcheidende Verdict über Gefallen oder Nichtgefallen der Stücke und der Darſteller. Das Gekröhle, welches bei oppoſitionellen Kämpfen hier entſtand, und ſich über den ganzen Saal verbreitete, rechtfertigte zur Genüge dieſe Namensbezeichnung. Bei dem Umbau des Jahres 1855 mußte endlich auch die berüchtigte Wolfsſchlucht einer neuen Loge Platz machen; dagegen fielen die zwei erſten Logen rechts und links am Proſcenium weg, an deren Stelle ſich jetzt die beiden Eingänge zu den Sperrſitzen befinden.

digung, ein „auf vieles Verlangen" obenan drucken zu laſſen! Es waren eben andere Zeiten, die ſich indeſſen bald ändern ſollten, als die Leiden und Freuden des „baumwollenen" Reiſenden zum Thema einer immer ſtärker anwachſenden Zahl von Stücken in 5 und 6 Tableaux genommen wurden.

Wenn nun auch Grünern, als Nicht-Einheimiſchem, das rechte Verſtändniß dieſer Localbilder abging, ſo unterſchätzte er ſpäter doch nicht die materiellen Erfolge derſelben. So erinnere ich mich lebhaft einer Scene, als er mich eines Abends, geſchäftshalber, auf ſein Büreau rufen ließ. Er fand ſich ſoeben durch die Unpäßlichkeit eines Mitgliedes in jene, in der Theaterwelt bekannte, „größte Verlegenheit" geſetzt, wodurch ſeine projectirte Sonntags-Vorſtellung, und damit ein vorausſichtlich reicher Kaſſenertrag, in Frage geſtellt wurde. Zwar hatte er bereits eine andere Wahl getroffen, aber das Stück reichte für eine Januar-Sonntags-Vorſtellung nicht aus. Er beſann ſich hin und her. „Geben Sie die Landparthie dazu" — warf ich hin; „meint Er?" Allerdings, erwiderte ich, Sie machen ein volles Haus — und wirklich war das Haus an jenem Abend gefüllt bis unter den Giebel. —

So geſchah's denn, daß im Laufe des Jahres 1833 Malß, wahrſcheinlich von Grüner angeſpornt, abermals die Umformung eines Stückes in Angriff nahm, wiederum

eines franzöſiſchen, und deßhalb wie immer reich an draſtiſchem Situationswitz. Es führte den Titel „les Inconvenients d'un Voyage en Diligence", und war in Paris bereits unzählige Male gegeben worden*). Malß taufte es „Herr Hampelmann im Eilwagen".

Nach Vollendung der einzelnen Acte, ſchickte er mir jedesmal das Manuſcript zum Durchleſen nach Hauſe. Nachdem ich ſo den fünften, die Aus- und Ankleideſcene im Gaſthof zu Ochſenfurt, erhalten und geleſen hatte, entfuhr mir unwillkührlich der hierorts und auch anderwärts bekannte Ausruf: „das geht denn doch über's Bohnenlied!" Der lange Monolog mit ſeinen unzuſammenhängenden, abgeriſſenen Sätzen, erſchien mir mehr als fad. Ich nahm mir vor, Malß ernſtlichſt um eine Umarbeitung zu bitten. Allein guter Rath kömmt über Nacht. Als ich am nächſten Morgen den Monolog noch einmal las, verfiel ich plötzlich auf eine Nüancirung, welche der ganzen Scene ein anderes Relief gab. Ich faßte ſie nämlich in der Weiſe auf, daß, während der eigentlichen Action des Aus- und Ankleidens, dieſe incohärenten Abſurditäten und abgeriſſenen Sätze nur ſo nebenher liefen, gleichſam als charakteriſtiſche Kundgebung Hampelmänniſcher Ideenaſſociationen. Es gelang! Grade dieſer Act hatte ſich bei der erſten Vorſtellung ſowohl, wie bei allen folgenden, eines großen Erfolges zu erfreuen, welcher ſich ſpäterhin noch ſtei-

*) Der Verfaſſer dieſes, und noch über 200 anderer Stücke, iſt Armand d' Artois de Bournonville, geſtorben am 17. März 1867.

gerte, als die von Malß zuerſt entworfene, dann von mir ſelbſt auf meinen Gaſtſpielreiſen vielfach variirte Erzählung eines Conflicts mit der Pariſer Polizeibehörde, nachträglich eingeſchaltet wurde.

Die Zurüſtungen zu dieſem Stücke wurden mit vielem Eifer betrieben. Grüner ließ einen Eilwagen anfertigen, der Raum für 12 Perſonen hatte, und recht gelungen ausfiel; ja ſogar in der erſten Zeit der Aufführungen mit vier Poſtpferden — von Fleiſch und Blut — beſpannt, und dem dazu gehörigen Poſtillon verſehen, unter Schmettern des bekannten Thurn und Taxis'ſchen Signals, zum „Rahmhof" hinausfuhr. Späterhin wurde dieſer Pferde-Luxus abgeſtellt, und die Abfahrt des Eilwagens durch eine, wenn auch eben nicht ſehr ſinnreich erfundene, optiſche Täuſchung den Zuſchauern veranſchaulicht.

Die einzelnen Rollen waren wieder, bis zu den kleinſten herab, in den beſten Händen. Vorzüglich waren Meck, als „reiſender Engländer", und Lußberger, als „Darmſtädter Acceſſiſt". Das iſraelitiſche Element kam erſt in ſpätern Vorſtellungen durch Hallenſtein's Uebernahme der Rolle des „Mayer Hirſch" zur rechten Geltung. „Madame Hampelmann" war nicht nur in den beſten, ſondern auch in den ſchönſten Händen, nämlich in denen der jugendlichen und talentvollen Frau Beneſch.

So fuhr denn am 30. December 1833 „Hampelmann im Eilwagen" zum Erstenmale zum Thore hinaus, und die vielfachen Unannehmlichkeiten und Fatalitäten, die er auf seiner Reise zu erdulden hatte, ließen das Publikum nicht eher aus dem Lachen kommen, als bis er glücklich bei seinem Freunde Keller in Nürnberg angelangt war. —

„Hampelmann im Eilwagen" nahm als fünftes Localstück „festen Posto" auf dem Repertoir unserer Bühne.

Trotz dem daß anfänglich, wie es bei den Aufführungen der Localstücke fast immer vorkam, die Meinungen getheilt waren, hat sich das Stück späterhin als das wirksamste unter den drei ersten Hampelmanniaden bewährt. Namentlich aber war es, hier sowohl wie außerhalb, die oben erwähnte Ochsenfurter Wirthshausscene, welche stets die allgemeinste Heiterkeit erweckte. Selbst Seydelmann, damals der Löwe des Tages, unter dessen Regie am Königlichen Hoftheater in Stuttgart die Proben vom „Eilwagen" abgehalten wurden, rief mir, mit einem Anflug von Lächeln auf seinem unheimlichen Gesichte, bei dieser Scene zu: „Sie sind doch ein verfluchter Kerl!" — und dieser „verfluchte Kerl" wog mir schwerer, als die Acclamationen der überfüllten Häuser, deren sich dieses Stück dorten zu erfreuen hatte.

Grüner ließ den „Eilwagen", was für damalige Zeit viel war, fünfmal im ersten Monat geben, und schob noch die „Landparthie" dazwischen ein. Es wollte scheinen, als ob ihm über Nacht, wie der berühmten Victoria Regia die

Blüthen, plötzlich eine „Fackel" aufgegangen wäre, welche diejenige Seite des neuen Genres beleuchtete, die nicht blos für Theaterdirectoren ſchlechthin, ſondern auch für Intendanten einen unwiderſtehlichen Reiz hat, nämlich die finanzielle. Die nächſte Folge davon war, daß ſchon mit Anfang des zweiten Monats des eben angetretenen Jahres 1834, die Zahl der Localſtücke um ein weiteres vermehrt, und das halbe Dutzend ſomit voll gemacht werden ſollte.

Am 2. Februar des eben genannten Jahres, etwa fünf Wochen nach der erſten Aufführung des „Eilwagens", fand ſchon die erſte dieſer Novität ſtatt, benannt „Herr Hampelmann ſucht ein Logis".

Wie die bisherigen, war auch dieſes Stück dem Franzöſiſchen nachgebildet. Der Titel des Originals lautete: „Appartements à louer", und war ſchon von Angely überſetzt und an die Bühnen Norddeutſchlands unter dem Titel: „Wohnungen zu vermiethen" verſandt, und auch dorten mit Beifall aufgenommen worden.

Kaum war die Abſchrift der Angely'ſchen Ueberſetzung auf dem Büreau des Intendanten angelangt, ſo mußte Malß heran. Seine Arbeit war indeſſen für diesmal keine ſehr anſtrengende. Die Faktur des Stückes geſtattete den Localton nur auf eine, nämlich die Hauptrolle zu übertragen, und, mit Ausnahme einer kleinen Rolle, alle übri-

gen in Statu quo zu belaſſen. Malß vermied abſichtlich, was er am Ende hätte thun können, mehr Dialect-Rollen einzufügen, als eben grade nöthig, da ihm die Erfahrung gezeigt hatte, daß die des Dialects einigermaßen mächtigen Darſteller ſich zur Uebernahme kleinerer Rollen, als ihrer Stellung unangemeſſen, nicht immer willig fanden — der Köder des Spielgeldes mangelte noch — und daß die eigentlichen „Dialectiker“ nur ſelten genügende Darſteller waren.

Obſchon die Splitterrichter von damals nicht ganz Unrecht haben mochten, die da meinten die Handlung des neuen Stückes ſei zur Verlegung auf Frankfurter Boden nicht geeignet; daß ſolche Quidproquos wohl im großen Paris, aber nicht im kleineren Frankfurt vorkommen könnten; daß der Held dieſer Abentheuer keinen Tropfen Frankfurter Blutes in den Adern und keine Faſer Hampelmänniſchen Fleiſches am Leibe habe, ſo trug doch der ächt komiſche Kern des Luſtſpiels den Sieg davon.

Die erſte Darſtellung war zwar keine in allen Theilen ſo abgerundete, wie man dies an den früheren anerkennend hervorhob. Der Wahrheit die Ehre, ich ſelbſt trug zumeiſt die Schuld, wenn ſchon eine allenfalls verzeihliche. Grüner's Eifer, die neu eröffnete Fundgrube ſo ſchnell und ſo tief als möglich auszubeuten, ließ mir nicht die benöthigte Zeit der ſehr voluminöſen Rolle techniſch Herr zu werden, was jederzeit bei der Darſtellung den freien Erguß des Humors hemmt. Hatte ich doch erſt vor wenigen Wochen die an Bogenzahl nicht minder ſtarke

Eilwagenfahrt zu machen gehabt. Ich bat deshalb um Aufschub — natürlich vergeblich, das Eisen mußte ja geschmiedet werden! Erst in späteren Vorstellungen, nach verdoppeltem Fleiß, der dann um so nothwendiger wird, wenn man am ersten Abend, wie es in der Theatersprache heißt, „geschwommen" hat, bekam ich die Rolle ganz in die Hand, und das Stück setzte sich immer fester in der Gunst des Publicums, ja wurde selbst verschiedenemale mit einem „auf Verlangen" auf dem Theaterzettel distinguirt.

Abgesehen von alle Dem war es uns aber dennoch gelungen die Zuschauer von Anfang bis zu Ende in heiterster Laune zu erhalten, und so durften wir „Hampelmann sucht ein Logis" zu einem sechsten Erfolg auf dem Felde des Localstückes zählen.

Ob und wie Malß für seine bisherigen so trefflichen und der Kassa so einträglichen Leistungen honorirt wurde, blieb uns Allen, begreiflicherweise, ein Geheimniß. Die Spatzen der damaligen Zeit erzählten sich überhaupt noch nicht auf allen Dächern wieviel Herr X. Gage, Herr Y. Spiel- oder Madame Z. Garderobegeld zu beziehen habe; man beobachtete, sowohl von Oben herab als auch unter sich, in dieser Hinsicht eine gewisse Discretion. Späterhin aber wurde dieselbe so gänzlich außer Augen gesetzt, daß an „Gagentagen", wo die mehr

oder weniger schweren Säcke mit „Baar-Contanten“ auf ihrer Rundreise, sammt ihren Trägern, häufig in den umliegenden Bierhäusern Rast machten, die Neugierde der „Frühschoppen-Gäste“ über Inhalt und Vertheilung dieser Säcke an die Interessenten, vollständigste und bereitwilligst gewährte Befriedigung finden konnte.

Malß selbst war in oben angedeuteter Hinsicht nicht minder verschlossen. Duldete er doch nicht einmal, obschon zum öftern dazu aufgefordert, daß sein Name, als Autor seines Originals, wie seiner Bearbeitungen, auf dem Theaterzettel genannt wurde; um viel weniger würde er sich über einen so delicaten Punkt ausgelassen haben.

So vernahmen wir denn Alle mit freudigem Antheil, daß nun auch Malß „gebenefizt“ werden sollte, d. h. daß ihm als Lohn für seine der Theaterkasse so reichen Gewinn bringende Arbeiten eine Benefizvorstellung zugesagt worden war.

Malß bearbeitete zu diesem Zweck das abermals dem Französischen entlehnte hübsche Vaudeville: „Les Cuisinières“, und betitelte es: „Die Jungfern Köchinnen“ — eine seiner gelungensten Productionen.

Die erste Besetzung dieses Stückes war, mit einer Ausnahme, eine ganz vorzügliche. Voran, in erster Linie stand Caroline Lindner, als Köchin „Frenz“.

Mancher Leser dieser Blätter dürfte sich noch erinnern sie in dieser Rolle, zumal bei den ersten Aufführungen, gesehen zu haben; eine Rolle in welcher sie mit höchster Naturwahrheit, bis zu den kleinsten Details herab ein Bild

gab, deſſen Conturen des Stifts eines Teniers nicht unwürdig geweſen wären.

Caroline Lindner ſtand damals in der Periode des Uebergangs aus dem Fache der jugendlichen, in das der ſogenannten „geſetzten“ Liebhaberinnen und „jungen Wittwen“. Zwar ſpielte ſie noch immer, und zur Freude aller Kunſtfreunde auch für längere Zeit noch, ihre großartigen Schöpfungen: „Klärchen“ (Egmont) und ihre beiden Margarethen (Fauſt — Hageſtolzen). Aber ſie griff nun auch nach dem Dolche Melpomenes, ohne ihn jedoch mit der Kraft zu ſchwingen, welche ihren Verehrern eine Enttäuſchung hätte erſparen können. — Im Herbſte deſſelben Jahres trat ſie zum Erſtenmale als Lady Macbeth auf.

Doch wenden wir uns wieder — ein etwas ſchneidender Kontraſt zwar — zur Köchin „Frenz“. Betrachten wir die dralle Geſtalt im knappen, dunkel-cattunenen Kleide mit kurzen Aermeln, mit dem glatt nach rückwärts geſtrichenen Haare, dem etwas vollen Oval des Geſichtes, den ſprechenden großen blauen Augen, und ſehen wir ſie eintreten mit dem ſchwer beladenen Marktkorb am Arme, wie ſie mit einem, ihren Originalen trefflich nachgeahmten „Schwupps“, die Laſt auf den in der Mitte der Bühne ſtehenden Küchentiſch ſchwingt, und dabei mit einem „Schnaufer“, und einer den Schweiß auf der Stirne trocknenden Handbewegung, die Worte ſpricht: „krie die Kränk' Offebach“! — ein Lieblingsäusruf der vorzugsweiſe an den Ufern des Maines beſchäftigten hieſigen Einwohner, der übrigens durchaus kein

Uebelwollen gegen unſere freundliche Nachbarſtadt involvirt. — Sehen wir ſie ferner, wie ſie mit allerliebſter „Waſſerſtein's-Mamſell“ Koketterie die ſchwachen Seiten ihres weißköpfigen Anbeters und Herrn, den um ſein „Frenzemännche“ herumſchnüffelnden, nuſchelnden, kupfernaſigen, Wein und Weiberliebenden „Herrn Hammel“, ſo gewandt auszubeuten verſteht; wie ſie mit einer Virtuoſität, welche dem Verfaſſer des berühmten, in mehr als 20 Auflagen erſchienenen Schünemann'ſchen Kochbuches zur Ehre gereicht haben würde, ihr Dinér, vom Spalten des benöthigten Brennholzes an, bis zum endlichen Auftragen der, durch die Bosheit ihrer Concurrentin angebrannten Schüſſeln, in all' ſeinen zahlloſen Details bereitet — wie ſie ihrem „Muſjé Peter“, ihrem offiziellen Courmacher und flottem „Mexkerborſch“, der ſie zu ehelichen gelobt — wohlverſtanden erſt nach vorgängigem Hintritt der eventuellen „Wittfraa“, mit deren Hand er zugleich das früher für ſo werthvoll gehaltene Bürgerrecht der Freien Stadt zu erwerben hofft — wie ſie ihm den unter dem Waſſerſtein hervorgezogenen Pack „Daskalias“ behändigt, mit der Bitte um baldiges Nachliefern der Fortſetzung der Geſchichte „dieſes Alonzo“! „dieſes Menſchen!“ wie ſie ſchwärmeriſch ausruft, „der ſo ächt, ach ſo ächt is“! — Eine Photographie ſollte es geben, die es vermöchte ſolche Bilder nicht blos in ihren Umriſſen, ſondern auch mit dem lebendigen Ton der Rede, dem wechſelnden Ausdruck des Blickes, der Mannichfaltigkeit der Geberde zu fixiren!

Ehrende Anerkennung verdienstlichem Wirken — und so mag hier erinnert werden, daß mit der Rolle der „Frau Hammel" das jugendliche Antlitz der damaligen „Nanny Hoffmann", später Frau Röhrig, deren unerwarteten und frühen Heimgang wir vor Kurzem zu beklagen hatten, zum zweitenmale unter die Haube der Matrone schlüpfte, nachdem kurz vorher die fleißige Schauspielerin nach Abgang der Frau Benesch die „Frau Hampelmann" in der Eilwagenreise gespielt hatte; von da an geleitete sie mich treu und wacker auf allen meinen Excursionen bis zum Schluß.

Mit den am 16. Februar 1835

„Zum Vortheil des Verfassers des Bürger-Capitains und der Hampelmanniaden"

unter allgemeinstem Beifall des in allen Theilen vollen Hauses aufgeführten „Jungfern Köchinnen", welchen „das Stündchen in Tivoli" voranging, war die Zahl der Localstücke auf sieben gestiegen.

Wenn auch die Anzahl der Vorstellungen, welche dieses allerliebste Genrebild erreichte, weit hinter der der früheren Stücke dieser Gattung zurückbleiben sollte, so lag dies nicht etwa an einer kühleren Aufnahme seitens des Publicums, sondern nur an den theils wirklichen, theils vorgeschützten Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung der allerdings ungewöhnlich zahlreichen Requisiten und was sonst noch damit zusammenhing, verursachten; theils auch an den, mitunter begründeten, Entschuldigungen und Weigerungen der

Darſteller; wozu bald nachher noch Lücken in der urſprünglichen Rollen-Beſetzung kamen, veranlaßt durch den Abgang einiger Mitglieder.

Daß trotz den vorzüglichen Leiſtungen auch dieſesmal wieder oppoſitionelle Stimmen laut wurden, verſtand ſich von ſelbſt. Sie waren aber grade nicht unter den „Gründlingen des Parterres" zu ſuchen, ſondern vielmehr auf den Sitzen der haute volée. „Köchinnen! Küche! fi donc!" — Malß benutzte die Gelegenheit, um in ſeiner ſpäter im Druck erſchienen Vorrede zu den „Jungfern Köchinnen", dieſe Blaſirten in amüſanteſter Weiſe zu geißeln, und ſeine Philippica wird auch heute noch den Leſer ergötzen *).

Wie bereits erwähnt, hatte das Benefiz-Syſtem immer weiter um ſich gegriffen, und nahm zuletzt „koloſſale Dimenſionen" an. Da garantirte Benefizantheile zu den ſeltenen Ausnahmen gehörten, ſo hatten nun, in Folge der ſich ſteigernden Concurrenz, die Benefizianten öfters große Mühe ein entſprechendes Programm zuſammen zu ſtellen. Jeder war emſig beſtrebt das ſeinige ſo anlockend wie nur immer möglich zu machen. Auch wurde es bald Gebrauch neben dem Theaterzettel noch beſondere Einladungs-Programme an Logeninhaber und Theaterfreunde im Allgemeinen vertheilen zu

---

*) Findet ſich in ſeinen geſammelten Werken, Sauerländer's Verlag.

lassen, welche je nach Geschmack der Benefizianten mehr oder weniger luxuriös ausgestattet waren. Was war natürlicher, als daß bei den ergiebigen Kassenerfolgen der Localstücke die Betreffenden vorzugsweise sich nach Novitäten in dem so beliebten Genre umthaten, und zunächst ihren Blick auf den Schöpfer derselben richteten. Allein Malß wurde ernster; er schien die Lust an diesen Arbeiten verloren zu haben. Leider wurde es zur Thatsache, daß mit dem siebenten Localstücke, dem eben besprochenen, seine Thätigkeit auf diesem, von ihm so glücklich bearbeiteten Felde, zum allzu frühen Abschluß gelangte; denn wenn er auch an zwei später zu erwähnenden Stücken nicht ganz unbetheiligt war, so beschränkte sich doch seine „Collaboration" nur auf einige mehr oder weniger erhebliche Retouchen. Ein Ganzes lieferte er nicht mehr. —

Dem Malß'schen Benefiz folgten in wenigen Monaten andere siebzehn!

Becker rüstete bereits zu dem seinigen, das schon im Monat August stattfinden sollte.

Es war im Hochsommer des Jahres 1835, als dieser geschätzter Kollege mich mit seinem Besuche beehrte, und mir das voluminöse Manuscript eines neuen Localstückes vorlegte — nicht von Malß, sondern von einem anonymen Verfasser. Becker bemerkte mir, daß er dieses Stück zu seiner baldigst

zu gebenden Benefizvorstellung gewählt, das, wie er mir im Voraus versichern könne, eine vorzügliche Arbeit sei, und zwar die eines hochgestellten Mannes, welcher indessen die strengste Anonymität gewahrt wissen wolle. Nach solcher Aeußerung würde es indiscret gewesen sein mit weiteren Fragen in ihn zu dringen; ich nahm deshalb das so warm empfohlene Manuscript in Empfang, mit der Versicherung ihm die verdiente Aufmerksamkeit schenken, und die mir zugedachte Rolle nach bestem Vermögen ausführen zu wollen.

Leider befand ich mich schon nach dem ersten Durchlesen in entschiedenem Gegensatz zu meinem Kollegen, und auch ein zweites konnte meine Ansicht von der Unbrauchbarkeit des Stückes nicht im Geringsten modifiziren. Hier wollte sich „kein Gebild gestalten", und seufzend legte ich das dickleibige Manuscript aus den Händen!

Becker schien durch meine offen und ehrlich ausgesprochene Meinung über den Werth des Stückes verletzt. Er meinte, daß ich mich wohl in meiner Beurtheilung übereilt haben könnte; daß, wie er wiederholt betonte, das fragliche Werk einen „hochgestellten" Mann zum Verfasser habe, daß die Theater-Ober-Direction es geprüft und angenommen — daß — kurz, daß er es nun einmal zum Benefiz geben wolle, und damit ein volles Haus zu machen hoffe. — Gegen solche Argumente gab's nun freilich keine Einrede, und ich hatte für die nächsten Wochen Arbeit vollauf, um den widerstrebenden Stoff meinem Gedächtnisse einzupflastern. —

Becker's Ansicht über die Vorzüglichkeit des Stückes wurde indessen vom Publicum, das sich allerdings trotz der Sommerhitze „en masse“ eingefunden hatte, leider nicht getheilt. Anstatt der üblichen Zahl „Sieben“ sollte diesmal die „Achte“ zu der ominösen werden, die den ersten Fiasko der Localstücke bezeichnete!

Nach der am 26. August 1835 stattgehabten ersten Aufführung von:

„Die Brunnenfahrt“

oder:

„Kabale und Liebe“

„Frankfurter borjerlich original Lust- und Kabalespiel in drei Abtheilungen“

folgte am 31. desselben Monats eine, laut Theaterzettel abgekürzte, zweite und letzte, worauf das Manuscript dem großen Schranke anvertraut wurde, in welchem Hunderte seiner Leidensbrüder, mit fingerdickem Staub bedeckt, vergeblich ihrer Wiedererweckung harren.

Hätte ich nach dieser eclatanten Niederlage etwa einige Freude verspüren wollen, daß meine Ansicht über das fragliche Stück von Seiten des Publicums ratifizirt worden, so wäre sie mir schnell genug „versalzen“ gewesen, indem das damals stark in Theaterkritik machende Konversations-Blatt der kon-

ſervativen Poſtzeitung ſofort einen fulminanten Artikel losließ, wie man wiſſen wollte aus der Feder des „hochgeſtellten Mannes“ ſelber, in welchem ich in den üblichen Phraſen heruntergemacht und die alleinige Schuld der übeln Aufnahme des Stückes mir in die Schuhe geſchoben wurde — meiner Unluſt an der Rolle — — meinem Nicht-Wollen —! —

Den Beſtimmungen meines damaligen Contractes zufolge, hatte ich keinen jährlichen Benefizantheil zu beanſpruchen, ſondern nur von je zwei zu zwei Jahren war mir ein $^2/_3$-Antheil, und in dem dazwiſchen fallenden Jahre ein Reiſeurlaub von ſechs Wochen zugeſagt. So kam es denn, daß mein zweites Benefiz erſt in die Winterſaiſon von 1835—36 fiel. Die Wahl war im Augenblicke eine ſchwierige. Vom Träger der Hauptrollen der Localſtücke, erwartete das Publicum an deſſen „Ehrentage“, wie man ſich damals noch naiverweiſe ausdrückte, eine effectvolle Neuigkeit im beliebten Genre, das bisher Gebotene wo möglich noch überbietend! Aber woher nehmen? da Malß, wie ſchon erwähnt, die Luſt an dieſen Dingen verloren zu haben ſchien.

Wien, welches damals ausſchließlich das „Reich“ mit Poſſen verſah — verſteht ſich „Local-Poſſen“ — hatte zwar nach längerer Pauſe „Zu ebener Erde und

erſten Stock" eingeſendet, wonach ich gerne gegriffen hätte. Aber der Herr Intendant hatte das, von der Fama bereits weithin ausposaunte Stück, ſchon von vornherein zu ſeinem eigenen Benefiz auserſehen, und was noch fataler war, die Aufführung deſſelben zwei Tage vor dem meinigen auf dem Repertoire angeſetzt. Hier war nun der Benefiziant arg in der Klemme, als er im zufälligen Geſpräch über den leidigen Gegenſtand durch die hingeworfene Aeußerung eines Dritten auf einen Gedanken gerieth, der, wenn auch kein beſonders glücklicher, dennoch praktiſch genug war ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen.

Schon im Jahre 1794 war unter dem Titel: „Der Prorector" ein „Luſtſpiel in 2 Aufzügen", in Frankfurter Mundart erſchienen, mit folgender Angabe der Zeit und des Orts der Handlung:

„Die Geſchichte fiel an einem Mittwoch Morgen im „Jahr 1793 vor. Der Schauplatz iſt in Sekunda „des Frankfurter Gymnaſiums."

Daß dieſer Schuldialog zu ſeiner Zeit nicht geringes Aufſehen machen mochte, beweiſt Malß' Hinweis darauf an einer Stelle ſeiner verſifizirten Vorrede zum Bürger-Capitain und in der darin angehängten Note, worin er „gerne geſteht, daß dieſe Kleinigkeit ihm die erſte Idee zu gegenwärtiger Komödie gegeben". Der originelle „Primaner", wie ihn die Malß'ſche Note nennt, der das Geſpräch geſchrieben, ſollte einige 30 Jahre ſpäter in neuer Ausgabe auf dem Weltmarkt erſcheinen. Ein geiſtreicher und witziger Kopf,

Cand. Theol., hatte ſich ebenfalls einen Pädagogen zur Zielſcheibe ſeines Humors auserſehen, und ein Büchlein drucken laſſen unter folgendem Titel:

„Der Gräff, wie er leibt und lebt.“
„Eine wahrhaftige Schulſcene, aus den Papieren eines Erſtklaſſers.“

So wenig wie der „Prorector“, war auch dieſe „Schulſcene“ ein bühnengerechtes Stück. Allein Benefizianten in der Klemme können nicht immer alle Steine des Anſtoßes aus dem Wege räumen; ſie müſſen leider manchmal „ſich gelaſſen über Verhältniſſe hinausſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden“. Als mildernden Umſtand darf ich hinzufügen, daß der Gedanke dies Stück aufzuführen nicht, wie oben angedeutet, ausſchließlich meinem Gehirn entſprungen.

Malß machte einige Retouchen, gab der Kleinigkeit den Titel: „Die Quartierſchule“, und verwandelte den Namen des Ehrenmannes, der einſt in ſeiner „Quartierſchule“, Komödienplatz Nr. 9 (neu), zu ebener Erde — wo heute Cigarren und Lotterieloose zum Kauf zu haben ſind — den gefürchteten Baculus über eine Schaar von Mädchen und Buben, unter welchen letzteren ich mich ebenfalls befand, geſchwungen, — in einen „Prügelmann“, was keineswegs dem Charakter des milden, kinderfreundlichen Mannes entſprach, der wohl drohen, aber nicht ſtrafen konnte.

Die locale Lockſpeiſe war nun hergerichtet, wobei ich mich einiger Gewiſſensbiſſe nicht erwehren konnte, wenn mir das Bild des würdigen Mannes in die Erinnerung trat, der mich

das A B C so trefflich gelehrt, und dem ich nun in so schnöder Weise dafür zu lohnen im Begriffe stand!

Nach Erledigung des Hauptpunktes, fiel die Wahl einer passenden Zugabe nicht schwer. „Die wandernden Komödianten", noch immer in hoher Gunst bei dem Publicum, mußten abermals die helfende Hand reichen. Am 25. März 1836 wurde diese Oper zu meinem Benefize aufgeführt und hierauf:

Zum Erstenmale:

„Die Quartierschule",

Localskizze in 1 Aufzug.

Die Darstellung dieser Localskizze fand — wider Erwarten — nachsichtige Aufnahme.

Das Publicum damaliger Zeit war noch ein compakter Stamm Alt-Frankfurter, mitunter sehr heicklich, und nicht immer geneigt alles Gebotene nur so „Mir nichts, Dir nichts" charmant zu finden. Deshalb hegte ich nicht geringe Besorgniß über den Erfolg eines Stückes, das eigentlich kein Stück war. Allein die Stimmung des vollen Hauses zeigte sich von vornherein gut, man ließ sich den Spaß gefallen und lachte tüchtig. Einige Tage später fand die erste Wiederholung statt, die auch zu gleicher Zeit die letzte dieses, unter den Localstücken als „Neuntes" zu bezeichnenden Schwankes war, worauf derselbe für immer ad acta gelegt wurde.

Wenige Wochen nur waren seit diesem Benefizabende verstrichen, als eine abermalige Umwandlung der Administration unseres Theaters stattfand, und die Geschichte desselben in eine neue Phase treten sollte.

Grüner's Verwaltung hatte nach und nach Widersacher gefunden. Eine „kleine aber mächtige Parthei" hatte sich gebildet um seinen Sturz herbeizuführen. Die Ursachen dieser Anfeindung vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ich kümmerte mich, wie schon angedeutet, wenig um Directionsangelegenheiten, und hatte mich ja auch im Grunde genommen nicht darum zu kümmern. Ich kann daher über diese Verhältnisse nur im Allgemeinen sagen, was damals in aller Leute Mund war — ohne Präjudiz! — Grüner's Privatverhältnisse schienen nicht die besten, und gaben Stoff zu mancherlei Bemerkungen. Auch das Hierherverpflanzen einiger Darmstädter Theatermitglieder hatte ihm manches Uebelwollen zugezogen; so wie nicht weniger die Anstellung seines hierzu unbefähigten Sohnes als Secretair der Theater-Ober-Direction, große Mißbilligung fand. Zu dem allen mögen sich auch noch häusliche Unannehmlichkeiten gesellt haben, welche, nach Außen verbreitet, in absichtlicher Entstellung vielleicht, die üble Stimmung gegen ihn vermehrten.

Wie dem nun gewesen sein mag, das Schlußergebniß war: daß Grüner am 30. April 1836 seine Stelle als Intendant niederlegte, und unsere Stadt bald darauf verließ.

Banquier Leerse, der frühere, langjährige Leiter des Theaters, welcher die Anstellung Grüner's nur ungern

geſehen, und in Folge davon ſich mürriſch von den Verwaltungsgeſchäften zurückgezogen hatte, ſchwang ſich jetzo mit Behagen wieder auf den mehr als zwanzig Jahre innegehabten Präſidentenſtuhl. Leider ſollte der geachtete Mann, der Anmaßlichkeiten gegenüber wohl das Rauhe herauszukehren wußte, dagegen billigem Verlangen nie ſein Ohr verſchloß und kein Falſch kannte, das Vergnügen eine langgewöhnte Lieblingsbeſchäftigung wiederum aufnehmen zu können, nur kurze Zeit genießen. Bereits in vorgerückten Jahren ſtehend, wurde er bald darauf von einem langwierigen Leiden befallen. Das Jahr 1838 fand ihn nicht mehr an ſeiner Stelle, und ſein Tod erfolgte im April 1840.

Nach dem Abgange Grüner's, welcher in der letzten Zeit auch noch an Becker's Stelle die Regie übernommen hatte, wurde Meck zum Regiſſeur ernannt. In den erſten Monaten des darauffolgenden Jahres, 1837, ſollte ſeine Benefizvorſtellung ſtattfinden. Meck kannte, wie Keiner, ſein Publicum, und blieb deshalb bei der Wahl eines Stückes auf dem „graden Weg — dem beſten" zu vollen Häuſern, den er vor fünf Jahren ſchon mit Glück betreten hatte. Er ſpürte umher nach einem neuen Localſtücke, oder vielmehr nach einem neuen Stücke zum „Localiſiren", und glaubte endlich ein dieſem Zwecke entſprechendes gefunden zu haben, deſſen

urſprünglicher Titel mir nicht mehr erinnerlich iſt und der ſich auch nicht mehr in den Regiſtern der Theaterbibliothek vorfindet. Nur der Name des Verfaſſers, Lotz, ſteht noch dorten verzeichnet.

Meck legte ſelbſt Hand an um das Luſtſpiel „frankforteriſch" zu machen; Malß retouchirte hier und da, und nachdem der Umguß ſo gut es gehen wollte vollendet war, erhielt es in der Taufe den Namen: „Die Erbin von Bockenheim". —

Der Inhalt läßt ſich mit zwei Worten ſagen.

Die „Erbin" fungirt als Köchin in einer anſtändigen Frankfurter Familie. Hausfreund derſelben iſt der reiche, angeſehene, ältliche Banquier Hecht, ein Junggeſelle vom reinſten Waſſer, der an Alles, nur nicht an's Heirathen denkt. Unverhofft fällt der Bockenheimer Köchin eine enorme Erbſchaft zu, und — ſiehe da! der reiche, angeſehene, ältliche Banquier iſt mit Einemmale von ſeiner Eheſcheu kurirt, und legt der Kurheſſiſchen Unſchuld Herz und Hand zu Füßen. Allein eben ſo unverhofft fliegt plötzlich die Erbſchaft der Köchin in Dampf und Rauch zum Schornſtein hinaus, und die Paſſion des Herrn Banquier ſelbſtverſtändlich mit.

Caroline Lindner hatte die ihres Talentes unwürdige Rolle der „Köchin" übernehmen müſſen; mir ſelbſt fiel die Aufgabe zu, den Banquier Hecht zu perſonifiziren.

Lag es nun an den Darſtellern oder an dem Stücke ſelber — genug, unſer liebes Publicum fand das ihm vorgeſetzte Gericht durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack, und ward ſelbſt bitterböſe. In gewiſſen Regionen wurde das

Ganze als ein grober Mißgriff ſchonungslos verurtheilt. „Laßt Euch genügen an Eueren Hampelmännern, Weißbindern und Schuſtern, mit denen treibt Spaß ſo viel Ihr wollt — aber Reſpect vor dem Banquier!“

So hatten wir denn abermals eine Niederlage zu beklagen, in Folge deren das am 15. März 1837 zum Erſtenmale aufgeführte zehnte Localſtück: „Die Erbin von Bockenheim“, neben ſeinen zwei bereits beſtäubten Leidensgefährten aus den Jahren 1835 und 1836, zu ungeſtörter Ruhe den Fächern der Theaterbibliothek anvertraut wurde.

Ein Jahr war verfloſſen ſeit dieſem fatalen Fiasko, als die Reihe wieder an mich kam und die Wahl eines Stückes zu meiner herannahenden Benefizvorſtellung mit „all' ihren Schrecken“, d. h. mit all' ihren unvermeidlichen Plackereien, mir den Kopf gehörig warm machte.

Zufällig fiel mir ein franzöſiſches Vaudeville in die Hände, betitelt: „Les Cabinets particuliers.“ Der Gang des kleinen Stückes war in ſo fern neu und ungewöhnlich, als der Darſteller der Hauptrolle ſich von Anfang an unter den Zuſchauern ſelbſt befindet und dann noch mehrere ſprechende Perſonen auf verſchiedenen Plätzen des Saales vertheilt ſind.

Dies „Folie-Vaudeville“ war 1832 zum Erſtenmale in Paris „sur le Théâtre et dans la Salle du Vau-

deville“ aufgeführt worden, mit dem berühmten, heute noch vortrefflichen Komiker Arnal in der Hauptrolle. In Berlin, wo damals noch stehendes französisches Theater im K. Schauspielhause war, spielte der beliebte Komiker Francisque die Rolle des „Streichfeuerzeugfabrikanten“ zum Ergötzen der Hohen und Allerhöchsten Herrschaften. Seitdem ist die Idee dieser Situation noch in mehreren anderen Stücken zur Anwendung gekommen, wie z. B. in: „Un scandale“, im „Vater der Debütantin“, im „Theatralischen Unsinn“, u. s. w. Ja, bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Paris sah ich im Theater de la Porte St. Martin, gelegentlich der Aufführung der „Parisiens à Londres“, im letzten Acte das ganze spielende Personale sich in zwei Logen des ersten Ranges, unmittelbar neben der Prosceniums-Loge, versammeln, um von dort aus das in der That wundervolle Ballet mit anzusehen, welches diese Herren und Damen mit einer Fluth von „Calembours“ accompagnirten, die gerade nicht alle zu den gewähltesten gehörten.

Da nun im Augenblicke keine geeignete Novität vorhanden, das Publicum aber von mir nicht allein „Locales“, sondern auch „Neues“ zu erwarten gewöhnt war, so wußte ich mich aus dieser Klemme nicht anders herauszuziehen, als durch den kühnen Entschluß, selbst einmal mit „Frankforterisiren“ eines gegebenen Stoffes mein Heil zu versuchen. Verlockt durch die vielen drolligen Situationen, fiel meine Wahl auf dies „Folie-Vaudeville“, eine Wahl die, wenn ich sie drei Decennien später zu treffen gehabt hätte, vielleicht eine

glückliche zu nennen geweſen wäre! — vide: Pechſchulze und Genoſſen!

Unverzüglich machte ich mich an die Arbeit, nicht ohne vorher erſt einige des Theaters kundige Freunde darüber zu Rathe zu ziehen, welche denn auch die Freundlichkeit hatten meine Idee ganz vortrefflich zu finden. Die Bearbeitung war bald beendigt und ich reichte das Stück bei der Ober-Direction ein, mit dem Erſuchen um Genehmigung es zu meinem Benefize, und zwar in Begleitung der Oper: „Die Schweſtern von Prag", geben zu dürfen.

Allein ganz unerwartet ſtieß ich hier auf Hinderniſſe. Ein Protocoll-Auszug der Ober-Direction verweigerte die Genehmigung zur Aufführung aus dem Grunde, daß: „ein „Ueberziehen von der Scene in's Auditorium und vice versa „nur Anlaß zu improviſirten Wiederholungen von Seiten „des Publicums bei andern Gelegenheiten gäbe, ein Ge„brauch, welchem jede Theaterverwaltung verpflichtet iſt, ent„gegen zu wirken". —

Allein dieſe erſte Weigerung entmuthigte mich nicht. Ich petitionirte auf's Neue, indem ich mich, unter mehreren andern Motiven, auch auf die Aufführungen im K. Schauſpielhauſe in Berlin berief. Endlich erhielt ich als Final-Beſchluß die Bedingung geſtellt: „daß die Handlung der Poſſe den Rahmen der Bühne nicht überſchreite." Ich änderte ſofort einige Scenen, um die Mitwirkung von Perſonen außerhalb der Bühne entbehrlich zu machen, und beſchränkte mein Erſcheinen im Auditorium auf die untere Proſcenium-Loge, dem

Zuſchauer rechts, deren Benutzung an dieſem Abende die damalige Eigenthümerin mir freundlichſt geſtattete. Nachdem ich dieſe „Amendements“ der Ober-Direction vorgelegt, erhielt ich endlich die definitive Bewilligung, unter dem Androhen jedoch, daß ich für jede Uebertretung oben genannter Bedingung verantwortlich bleiben ſolle! —

So ſah ich denn, nicht ohne bängliche Gefühle, dem verhängnißvollen Abende entgegen. —

Schon die Proben waren für den angehenden Autor eben nicht ſehr ermuthigend. Ohne daß die werthen Collegen die gewohnte Courtoiſie außer Augen geſetzt hätten, ja ſelbſt, wie das bei abſonderlichen Gelegenheiten wohl vorkömmt, ſie noch in verſtärkterem Maße beobachteten, fühlte man doch aus jedem Wort, ſah man aus jeder Miene, daß die Sache „nicht geheuer war“!

Die „Schweſtern von Prag“ eröffneten die Vorſtellung des 2. April 1838, und fanden wie immer großen Beifall. Nun kam die Reihe an das neue Localſtück, welches den die Neugierde auf's Höchſte ſpannenden Titel trug:

„Herr Hampelmann als Schauſpieler“,
Poſſe in einem Act.

— von Wem? — Das verſchwieg der Theaterzettel beſcheidentlich.

Stücke der Art, wo der Darſteller ſich unter die Zuſchauer miſcht, und vom Parterre oder den Logen aus Anreden an die Mitſpielenden hält, überraſchen heut zu Tage Niemand mehr, da ſie nach und nach auf zweiten Theatern der Reſidenzen und auf Sommerbühnen überall zur Genüge bekannt geworden ſind. Man muß ſich deßhalb 30 Jahre

zurückversetzen um eine Vorstellung zu haben, welchen Eindruck es auf das überraschte Publicum machte, als, nachdem bereits mehrere Scenen gespielt, Herr Hampelmann, bisher in der Loge verborgen und den Zuschauern nicht sichtbar, nun plötzlich mit dem Kopfe aus derselben herausfährt, und, dem Darsteller auf der Bühne in die Rede fallend, eine lange Ansprache an das Publicum zum Besten gibt, vom Regisseur, der unterdessen auf dem Theater erschienen ist, zur Ordnung gewiesen wird; dann selbst die Bühne betritt, sich die Rolle des Schauspielers, den er zu ersetzen gedenkt, reichen läßt, diese Rolle unter allen möglichen Wortverdrehungen abliest, schließlich, von Prügeln bedroht, sich von der Bühne in's Orchester retirirt, von da aus die Spielenden anredet, und unter allgemeinem Getümmel alsdann der Vorhang fällt — — und mit ihm das Stück in bodenlosen Abgrund!!

Gleich drückender Schwüle bei herannahendem Gewitter lagerte schon von Anfang des Stückes an eine unheimliche Stimmung auf dem Auditorium. Nun brach das Wetter los! Alle Schleusen des Zornes unseres geehrten Pnblicums öffneten sich jetzt über dem Haupte des unglücklichen Beneficianten und anonymen Autors! Zischen und Lachen, Pfeifen und Applaudiren, Bravos und Stampfen, wechselten in kaleidoscopischer Schnelle!

Im Vorgefühle einer Katastrophe hatte ich, auf das Schlimmste gefaßt, einige Vorbereitung getroffen. In einer Secunde war mein Kostüm gewechselt, in der zweiten stand ich im dunkeln Ueberwurf und „abgeschminkt", mit

meinem „Straßengesicht", draußen im Sturm, und suchte in wohlgesetzter Entschuldigungsrede ihn zu beschwören! — Aber Alles umsonst!! Weder meine 23jährigen Dienste, noch die Anzahl der gelungenen Rollen in diesem beliebten Genre, womit ich bei einem milder richtenden Publicum vielleicht einigen Anspruch auf Nachsicht, namentlich unter obwaltenden Umständen, hätte zur Geltung bringen können, fruchteten nicht das Geringste. Keine Entschuldigung nutzte Etwas gegenüber diesem fast zornig aufgeregten und deshalb vielleicht allzustrengen Richter!

Die Niederlage war complett!

Der Benefiziant wiegte sich nach diesem Sturm- und Drang-Abend eben nicht in den angenehmsten Träumen. Der Morgen fand ihn in trübster Stimmung, die noch trüber wurde bei dem Gedanken an das Dutzend Federn, die sich nun spitzten und in gallichte Tinte tauchten, um in eben so vielen Blättern seine Niederlage nach allen Richtungen der Windrose zu verkünden, und den durchgefallenen Mimen und Autor mit ihrer schärfsten Lauge zu übergießen. Gerne hätte er, um den Fleck abzuwaschen, auf die ansehnliche Einnahme pro rata seines Antheils verzichtet, und sprach selbst darüber mit einem Freunde, welcher als kluger Mann ihm die Absurdität eines solchen Gebahrens eindringlich vorstellte. Zum Glück ward ihm schon nach wenigen Tagen Gelegenheit ge-

boten, in einer neuen, brillanten Rolle die Scharte möglichst auszuwetzen.*), und auch eine schnell darauf folgende Aufführung des Bürger-Capitains trug dazu bei die Dinge wieder in's Gleis zu bringen.

Unterdessen war die Stimmung unter den Actionairen immer unzufriedener geworden. Man schien sich von allen Seiten nach dem endlichen Loskommen von solch lästigen Verbindlichkeiten zu sehnen. Nach Leerse's Rücktritt wurde der Beschluß gefaßt das Theater vom Mai 1839 ab, bis Mai 1842, unter Aufsicht der Ober-Direction, der Leitung dreier Directoren zu übergeben, und denselben eine fixirte Garantie für die, wie es schien, unvermeidlichen Deficits zu bewilligen.**) Mit Ende April 1842 sollte alsdann die Liquidation erfolgen, und der Actionairverband sein definitives Ende nehmen. Zu den beiden bisherigen Directoren Guhr und Malß, wurde Meck als Dritter erwählt; das Präsidium übernahm Herr Belli-Gontard.

Diese Wendung der Dinge erregte bei allen Theatermitgliedern die größten Besorgnisse. Man bangte vor der Auflösung einer Gesellschaft, in welcher man die einzige Garantie für das Bestehen des Theaters zu finden vermeinte. Man erschrak bei dem Gedanken, daß das seit einem halben Jahr-

*) Valentin, im „Verschwender".

**) Sie belief sich auf 20,000 fl.

hundert von so vielen reichen Leuten patronisirte Institut, nun in die Hände eines Privatunternehmers, eines Speculanten, gelangen sollte, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß dies Schlimmste noch abgewendet werden, die Actionairgesellschaft zuletzt doch wieder sich einigen und den alten Gewohnheiten treu bleiben möchte. Hatte man doch noch volle drei Jahre Zeit! — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Und damit beruhigte man sich vorläufig.

Die neue Direction, Guhr, Malß und Meck, war unterdessen am 1. Mai 1839 in's Leben getreten. Eine merkliche Abweichung vom gewohnten Gange war nicht wahrzunehmen, und es blieb einstweilen noch Alles beim Alten. Auch die Benefizvorstellungen fanden in gewohnter Anzahl und Weise statt; nur daß es scheinen wollte, als ob, vielleicht in Erinnerung an das Mißgeschick des 2. April 1838, die Lust am Localisiren nachgelassen habe.

Auf Malß war jetzo, zumal in seiner neuen Stellung, in welche ihn wohl gegen seinen Willen die Verhältnisse gedrängt, ohnedem nicht mehr zu rechnen.

So nahte allgemach das Jahr 1841 heran. Unser vielbeschäftigter und bei dem Publicum beliebter College, August Grahn, hatte mit der Direction eine Uebereinkunft getroffen, in Folge deren er seinen sechswöchentlichen Urlaub gegen einen

halben Benefiz-Antheil vertauſchte. Es war dies ſein erſtes Benefiz, und deshalb bemühte er ſich eine möglichſt intereſſante und anziehende Wahl zu treffen.

Dieſem Umſtande mag es vielleicht zum Theil zu verdanken geweſen ſein, daß, nach längerer Pauſe, plötzlich ein neuer Kämpe ſich auf den Local-Pegaſus ſchwang, um mit rüſtiger Kraft eine Lanze zu brechen.

E. H. A. Hallenſtein, der ſich bereits in mannigfachen Formen im Gebiet des heiteren Genres zum Ergötzen ſeiner Freunde verſucht hatte, kam auf den Gedanken das Localſtück in ein parodiſtiſches Gewand zu kleiden. Scribe's „Glas Waſſer", ein damals ſehr beliebtes Repertoircſtück, diente ihm als Unterlage. Gedrängten Schrittes folgte er genau den Situationen des franzöſiſchen Luſtſpiels, und übertrug ſie vom Hofe der jungen Königin Anna von England, auf die Wirthsſtube der jungen Wittwe „Anna Stuwart", Beſitzerin des „Königs von England" in Frankfurt am Main. Die gefürchtete Herzogin von Malborough verwandelte er in die ſpitzbübiſche Haushälterin „Frau Wallruh", den intrikanten Staatsmann Bolingbroke in den verſchmitzten Bäckermeiſter „Knollimbrod", u. ſ. w.

Hallenſtein hatte ſeine Arbeit zunächſt für die Benefizvorſtellung ſeines Freundes und Collegen Grahn beſtimmt, der die Gabe mit Freuden entgegennahm, und als Supplement zur Ausfüllung des Abends die erſte Aufführung des „Heiraths-Antrags auf Helgoland" wählte.

Schon beim ersten Durchlesen des neuen Localstückes fühlte ich, daß aus der mir übertragenen Rolle „Etwas zu machen wäre", daß sie mir, wie wir zu sagen pflegen, „sitzen würde".

Im Nu stand die Figur des gedrungenen, breitschulterigen Bäckermeisters lebendig vor meinen Augen! mit dem kurz geschnittenen, kräftigen, röthlichen Haarwuchs, dem unter dem Kinn sich hinziehenden Backenbart gleicher Farbe, im langen blauen Ueberrock, dem weiten, bauschigen, grauen Beinkleide mit herunterbaumelnder, dicker goldner Kette sammt Pettschaften; der carrirten weißen Weste, dem hohen glänzenden Cylinder, keck und schräg über dem Ohre sitzend, und dem Bambusstock mit elfenbeinernem Kugelknopf; dann in einer späteren Scene im Negligée aus der Mehlkammer tretend: im schlottrigen Kattun-Wamms, nachlässig zugeknöpft, sich über den feisten Wanst hinaufstülpend, in weiten Pluderhosen, auf welchen sich supplementarische Flicken andersfarbigen Stoffes in namhafter Größe zeigten, die Hausmütze tief in die nachdenklichen Augen gedrückt, und das Ganze mit Mehl bestäubt bis zur Nasenspitze.

Eben so wenig wie der „baumwollene Waarenhändler" war auch der feiste „Bäckermeister" eine Copie nach dem Leben; obschon ich nicht verhehlen will, daß auf meinen Lieblingswanderungen, dem Durchziehen der alten Gassen der Freien Stadt, besonders im Zwielicht der Herbstabende, ich hin und wieder, an den Schwibbogen seiner Hausthüre gelehnt, ein Original stehen sah, das mit selbstbewußtem Blick umherschauend, und mit der kräftigen Faust, gleichsam als

ob er „Browenner“ zähle, in den Taſchen der Pantalons wühlend, welche die nicht minder kräftigen Säbelbeine umhüllten, zu fragen ſchien: „Wie viel koſt' Frankfort?“ —

Grahn hatte nun allerdings ein lockendes Programm für ſeinen reich geſchmückten Extra-Zettel zuſammengeſtellt, allein der Tag der Aufführung verſchob ſich von Woche zu Woche, aus welchem Grunde weiß ich nicht; ſo daß, als es endlich dazu kam, die Vorſtellung bei der tropiſchen Hitze eines Hochſommer-Abends, am 5. Juli 1841, ſtatt finden mußte.

Das war nun freilich „Pech“! Zum Erſtenmale ſeit 20 Jahren ließ uns, wohl zunächſt aus dieſem Grunde, ein neues Localſtück „ſitzen“, wie es im Theaterjargon heißt. Trotz allen empfehlenden Ankündigungen, trotz des pomphaften Extra- und des von Hallenſtein in neuer Form redigirten üblichen Theater-Zettels, hatten wir kaum ein halbbeſetztes Haus.

Konnte nun auch der in ſeinen Erwartungen empfindlich getäuſchte Beneficiant ſich keines beſondern materiellen Erfolges erfreuen, ſo konnte er es doch in reichem Maße des künſtleriſchen. Der „Heirathsantrag“ gefiehl ſehr, das Localſtück nicht minder.

Caroline Lindner hatte, vielleicht ihrem Collegen zu Liebe, die Rolle der jungen Wirthin Anna übernommen und auch mit großem Beifall geſpielt. Allein es wollte doch ſcheinen, als ob die Zeichnung des Charakters der früheren Schärfe, der gewohnten Sicherheit entbehrte. Freilich ſtand

die allgemein verehrte Künſtlerin nun nicht mehr im Zenith ihrer glänzenden Laufbahn. Von einer eigentlichen Abnahme der Kräfte war zwar in ihrem damaligen Lebensalter — ſie zählte etwa 44 Jahre — noch nichts wahrzunehmen. Allein das Bewußtſein nicht mehr jung genug, der Rolle gleichſam ſchon entwachſen zu ſein, mochte hemmend auf den freien Erguß des Humors dieſer ſenſitiven Natur gewirkt haben. — Allerdings konnte dies nur ihren mitſpielenden Collegen bemerkbar ſein.

Autor und Darſteller wurden am Schluſſe unter enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeugungen hervorgerufen.

Als nun am darauf folgenden Sonntag die ganze Vorſtellung vor einem, diesmal überfüllten Hauſe wiederholt wurde, wo ſich ſelbſt eine Anzahl Zuſchauer wegen Mangels an Platz hinter die, damals noch zugänglicheren, Couliſſen zwängte — was dem wackeren Benefizianten vom verfloſſenen Mittwoch wohl einen gerechten Seufzer über das tückiſche Schickſal entlockt haben mochte, das noch obendrein an dieſem Abende die erquickendſten Regengüſſe herabſtrömen ließ — beſtätigte das Geſammtpublicum per Acclamation den wenige Tage vorher gefällten günſtigen Ausſpruch, und „Ein Glas Eppelwein“ nahm als zwölftes Localſtück ſeine dauernde Stelle auf dem Repertoire unſeres Theaters. —

Eines zufälligen Umſtandes mag hier vorübergehend noch gedacht werden. Es hat ſich nämlich ſo gefügt, daß ich, ohne es ahnen zu können, im „Glas Eppelwein“ am 26. April 1866, dem 25. Jubeljahre des Stückes, zum

Letztenmale in einer Localrolle auf dem Theater meiner Vaterſtadt auftreten ſollte. —

Wer Hallenſtein damals kannte, wußte auch ſchon im Voraus, daß der rührige und energiſche Mann nach dieſem erſten Erfolge im Localgenre, die Hände nicht in den Schoos legen würde. Eine abermalige Vorſtellung zu meinem Benefize, die noch im laufenden Jahre ſtattfinden ſollte, gab ihm Veranlaſſung einen weiteren Schritt auf der neu betretenen Bahn zu thun. Er machte den Verſuch die nunmehr typiſch gewordene Figur des Hampelmanns zu ſeinen parodirenden Umarbeitungen zu verwenden, und wählte hierzu „A. Dumas" fünfactiges Drama: „Die verhängnißvolle Wette", damals Repertoirſtück. Dieſe Wahl ſchien mir keine glückliche. Das Dumas'ſche Drama litt zwar keinen Mangel an überraſchenden, wenn auch ſchon mitunter unwahrſcheinlichen Situationen; allein die lüſterne pariſer Frivolität ſtand dem ehrbaren Frankfurter Spießbürger doch nur ſchlecht an. Dergleichen Schlüpfrigkeiten wurden zwar bisweilen auch bei uns hier goutirt, aber doch nur von gewiſſen Schichten der Geſellſchaft, zu denen freilich die Hampelmänner keinen Zuritt haben. Erſt nach der Revolution von 1848, und mit dem Einheimiſchwerden der Berliner Localpoſſen, kam der rechte Goût für dieſe Dinge.

Ich ging nur mit Unluſt an die an Bogenzahl ſehr ſtarke Rolle. Das Memoriren fiel mir deshalb doppelt ſchwer. Zum Glück, daß es keiner weiteren Auffaſſung des nunmehr „ſtehenden“ Charakters bedurfte. Ich hatte zur Begleitung des neuen Stückes die beliebte Oper: „Der Dorfbarbier“ gewählt, mit welcher die Vorſtellung begann. Die Titelrolle, welche ich ebenfalls zu ſpielen hatte, iſt eine nicht wenig anſtrengende Aufgabe, und ſo fühlte ich mich, noch dazu bei dem geringen Vertrauen, das ich auf den Erfolg der Novität ſetzte, grade nicht in der beſten Stimmung zur Ausführung der noch weit anſtrengenderen Rolle in der neuen Hampelmanniade. Die Routine that wohl wie gewöhnlich das Ihrige, allein die ſtrenge Selbſtkritik, der ich meine Leiſtungen jederzeit zu unterziehen pflegte, ſprach ſich mißbilligend über eine Unſicherheit aus, deren ich mich bisher nur ſelten, am wenigſten aber bei ſolch entſcheidenden Aufgaben ſchuldig gemacht hatte.

Nichtsdeſtoweniger fand die neue Parodie bei unſerem, diesmal ungewöhnlich nachſichtigen Publicum, beifällige Aufnahme, und die am 1. November 1841 zu meinem Benefize zum Erſtenmale gegebene Vorſtellung des 13. Localſtückes:

„Was gilt die Wett“
oder:
„Herrn Hampelmann's galante Abentheuer“

erlebte mehrere Vorſtellungen, die letzte am 8. April des folgenden Jahres.

Unter der ſpäteren Direction Hoffmann ſollte das Stück wieder zur Aufführung kommen, allein ſie ſcheiterte, und zwar, wie ich wahrheitgemäß berichten muß, an meiner eigenen Widerſetzlichkeit!

Hatten wir Schauſpieler uns bisher noch immer in ſüßen Hoffnungen gewiegt und gerne den Glauben gehegt, daß noch in der letzten Stunde eine Wiederherſtellung der alten Verhältniſſe zu Stande kommen würde, ſo ſollten jedoch am Schluſſe dieſes Jahres, 1841, alle derartigen Träume in ihr luftiges Nichts zerrinnen. Nur zu bald traten die Thatſachen mit ihrem ganzen Gewichte an uns heran. Nicht allein daß eine Kündigung ſämmtlicher Contracte erfolgte, ſo erließen auch bald darauf die Behörden eine öffentliche Bekanntmachung: die Conceſſion zur Führung des Frankfurter Theaters betreffend. Dieſer Erlaß wurde allerdings nur als eine nicht zu umgehende Formalität betrachtet, da man guten Grund hatte, als gewiß annehmen zu können, daß etwaige Bewerbungen von Außen ſchwerlich Berückſichtigung finden würden. War doch die Stellung jedes der drei bisherigen Directoren im Falle der Uebergabe des Theaters an einen Fremden mehr oder weniger gefährdet. Es war demnach für Guhr, Malß und Meck beinahe ein Act der Nothwendigkeit, wo nicht eine Lebensfrage, das Terrain zu

behaupten, und ſie zögerten auch nicht, als Bewerber um die Conceſſion aufzutreten.

Manche munkelten, und Einige wollten poſitiv wiſſen, daß die ſeitherige Mißſtimmung und Unzufriedenheit der Actionaire, zum wenigſten von einer Seite her, nicht ungerne geſehen und in der endlichen Auflöſung des Verbandes das Mittel erblickt würde: zum erſehnten Ziel zu gelangen, nämlich dem der unbeſchränkten Alleinherrſchaft, um alsdann das Theater als Speculations-Objekt zu eigenem Nutzen möglichſt auszubeuten.

Ob genügender Grund für derartige Meinungen vorhanden geweſen, ob nicht, muß dahin geſtellt bleiben.

Lebhaft erinnere ich mich indeſſen noch des folgenden kurzen Auftrittes. An einem ſchönen, warmen Apriltage begegnete ich Malß um die Mittagſtunde auf dem Theaterplatz. Im Geſpräch mit ihm, ſah ich plötzlich in der Ferne Guhr über den Roßmarkt eiligen Schrittes, faſt laufend, die Stadtallee herkommen. Als er Malß' anſichtig wurde, hörte ich, wie er ſchon von weitem und mit Freude ſtrahlendem Antlitz ihm zurief: „Wir haben's — wir haben's!“ Er kam nämlich ſo eben vom „Römer“ her, wo in der Senatsſitzung die Conceſſionsfrage auf der Tagesordnung geſtanden. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn bis zur Thüre des Sitzungsſaales getrieben, um den, für die drei hieſigen Aſpiranten vorausſichtlich günſtigen, Entſcheid aus erſter Hand zu haben. Der ſchweigende Ernſt mit welchem Malß die folgenſchwere Nachricht hinnahm, contraſtirte eigenthümlich mit der freudigen

Aufregung seines sanguinischen Collegen. — Armer Guhr! wenn er im Buche der Zukunft hätte lesen können, welche Last er in diesem Augenblicke im Begriffe stand, sich für die letzten sechs Jahre seines Lebens aufzuladen; welche Täuschungen seinen allzu hoffnungsgrün schimmernden Erwartungen bevorstehen sollten! Wenn er hätte voraussehen können, wie bald der geniale Künstler in dem nunmehr „für eigene Rechnung und Gefahr" arbeitenden Director untergehen sollte; wie bald er sich auf einem bisher von ihm nur wenig cultivirten Felde, dem der Oekonomie und Finanz, herumtummeln sollte, auf welches er sich dann mit solchem Eifer warf, daß ich, beispielsweise, öfters sehen mußte, wie zur Herbstzeit der talentreiche Mann in eigener Person die Ablieferung und Messung des benöthigten Brennmaterials und dessen Unterbringung in den hierzu bestimmten Kellerraum überwachte, der Erkältung nicht achtend, welcher er sich in der früher erwähnten zugigen „hohlen Gasse", wo diese Operation stattfand, auszusetzen hatte!

Wenn mir alsdann diesem Bilde gegenüber ein anderes in die Erinnerung trat, wo der ausgezeichnete Dirigent, nachdem er in fünf Tagen — und keine Stunde mehr, ein „Wohlthätiges-Zweck-Monstre-Concert" improvisirt hatte, und dann, wie Zeus auf seinem Wolkensitze auf dem obern Lettner der Katharinenkirche thronend, mit seinem nie irrenden Tactirstab eine fast 700 zählende Schaar von Sängern und Instrumentisten im Zügel hielt und auf seinem begeisterten Antlitz die Selbstbefriedigung strahlte über das gelungene Werk — —

so konnte ich mich eines Gefühles tiefster Wehmuth nicht erwehren *).

Nachdem nunmehr durch Senatsbeschluß den Bewerbern Guhr, Malß und Meck die Concession zur Führung des Theaters auf 10 Jahre ertheilt worden, war das Schicksal desselben auf längere Zeit hinaus endgiltig entschieden. Mit dem 1. Mai 1842 sollte die Direction aus den Händen der seitherigen Actionairgesellschaft in die der neuen Unternehmer übergehen.

---

*) Guhr veranstaltete dieses Concert am ersten Ostertage des Jahres 1838 zum Besten der Nothleidenden der Stadt Pesth, welche in Folge einer verheerenden Ueberschwemmung hart bedrängt waren. Sein großes Talent im Organisiren und Dirigiren von Massen bewährte sich bei dieser Gelegenheit auf das Glänzendste. In dem oben angegebenen kurzen Zeitraume hatte er aus allen Ecken und Enden musikalische Kräfte zusammen gebracht zu einer großartigen Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung" in der Katharinenkirche. Seinem unermüdlichen Eifer gelang selbst das Außerordentliche. Er vermochte es dahin zu bringen, daß die damals hier residirende Gräfin Rossi (Sonntag), Gemahlin des bei dem Bundestag accreditirten sardinischen Gesandten, ihm ihre Mitwirkung zusagte. Auch eine andere hochgestellte Dame, Baronin v. R., wußte er zu gleichem Zwecke zu gewinnen. Die gerade hier anwesende berühmte Sängerin Sophia Löwe, die zur Zeit das Publicum in einer Reihe von Gastdarstellungen zu einem wahrhaften Fanatismus des Beifalls hinriß, konnte unter solch ungewöhnlichen Umständen ihre erbetene Zusage nicht verweigern. Welches Aufsehen dieses außerordentliche Concert machte, das einige Tage später zu einem anderweitigen wohlthätigen Zwecke wiederholt wurde, kann man

Einſtweilen bemühten ſie ſich die nöthigen Engagements-Unterhandlungen einzuleiten. So weit ich mich noch erinnern kann, fanden keine Abgänge von Bedeutung ſtatt, Dettmar's ausgenommen, welcher nach Dresden ging. Mit den verbleibenden Künſtlern, zu welchen ich gleichfalls zählte, wurden nunmehr neue Contracte abgeſchloſſen, deren Formulare von den bisher üblichen abwichen.

ſich leicht vorſtellen. Die Kirche war überfüllt, und die Einnahme belief ſich beinahe auf 5000 fl., welche den Hülfsbedürftigen ſofort übermittelt wurden. — Angeſichts ſolcher unermüdlichen, von ſo großartigem Erfolge begleiteten Bemühungen, überſendete der Kaiſer von Oeſterreich Uhr die große goldene Medaille — für welche Kategorie von Verdienſten, weiß ich nicht zu ſagen, da ich das Kleinod nie in Händen gehabt, wiewohl ich es häufig auf ſeiner Rockklappe am rothen Bande hängen ſah. Hämiſche Zungen fragten wohl hin und wieder, ob dieſe Medaille eigentlich beſtimmt ſey am Bande getragen zu werden. Wie dem auch ſein mochte, wer hätte dem thatkräftigen Manne eine kleine Anwandlung von Eitelkeit hoch anrechnen wollen? — So machte es ihm auch beſondere Freude bei großen Gelegenheiten ein anderes Geſchenk von hoher Hand, einen koſtbaren Ring mit dem Namenszug des damaligen Königs von Preußen in Brillanten, gleich einem „Crachat" in den Knoten ſeiner Halsbinde zu flechten. Was hätte der raſtloſe Mann nicht alles daran geſetzt, um des Glückes theilhaftig zu werden, ein Bändchen im Knopfloche, einen Orden von unbeſtrittener Legitimität tragen zu können!! Armer Freund! warum ſollteſt Du die Zeit nicht erleben, wo es auch in unſern Kreiſen immer buntfarbiger an den Knopflöchern zu ſchillern beginnt; wo der große Theater-Almanach von Entſch in Berlin ein ganzes „Ordenskapitel" aufzuweiſen hat, worin Du ſicher Deinen dir gebührenden Ehrenplatz eingenommen haben würdeſt!! —

Ich erhielt bald darauf eine Einladung auf dem Büreau der Direction zu erſcheinen, um meinen neu abzuſchließenden Contract zu reguliren.

Bei meinem Eintritt fand ich die drei Herren verſammelt. Malß ſtand an einem Tiſche in Mitten des Zimmers, die Hand auf eine Papierſcheere geſtützt und die Augen auf den Tiſch geheftet. Er hatte den Vortrag. Guhr promenirte im Zimmer auf und ab, Meck ſtand ſchweigend da. Die Eröffnung, die mir Erſterer zu machen hatte, war gerade nicht erfreulichen Inhalts. Nach einigen einleitenden Klagen über die bedauerliche Nothwendigkeit die Linie ſtrengſter Oekonomie einzuhalten, wozu ſie die precäre Lage des Unternehmens zwänge, proponirte er mir, zum Erſten: eine Reduction meines Benefizantheiles von 2/3 auf 1/2; zum Zweiten: eine Reduction meines Urlaubs von ſechs Wochen auf vier; zum Dritten: gänzlichen Wegfall meines Meßhonorars von je 100 fl. = 200 fl. jährlich. Dagegen wolle man meine Mitwirkung in der Oper nur in beſchränkterem Maße in Anſpruch nehmen; ein Vorhaben, das ſich indeſſen ſobald noch nicht verwirklichen ſollte, indem ich vor wie nach im Beſitz aller meiner bisherigen dahin einſchlägigen Rollen verblieb *).

*) Der Zufall wollte, daß vierundzwanzig Jahre ſpäter, am 24. Mai 1866, als ich, ohne davon eine Ahnung zu haben, zum Letztenmale auf unſerer Bühne erſchien, meine letzte Rolle gerade eine „Opernparthie" ſein ſollte, nämlich die des „Marquis von Corcy" im „Poſtillon von Lonjumeau", zuerſt gegeben am 20. November 1837.

Malß hatte während der kurzen Verhandlung seinen Blick nicht vom Tische erhoben. Als hierauf eine allseitige Pause eingetreten, empfahl ich mich, mit der Bemerkung, die so eben vernommene Proposition in Erwägung zu ziehen, und darüber baldigst Resolution zu ertheilen.

Sie war schnell gefaßt. Noch stand ich in den Jahren vollster Kraft, hatte ein nach allen Richtungen hin genügendes Repertoir, meines Local-Repertoirs, das ich bereits in weiteren Kreisen zur Anerkennung gebracht, nicht zu gedenken. Die Welt, d. h. die deutsche Theaterwelt, stand mir noch offen, ich war darin nicht unbekannt; warum sollte ich nicht lieber mein Heil dorten versuchen, als hier einer Demüthigung mich unterziehen. Denn nicht bei allen Schauspielern ist der materielle Verlust das allein Verletzende; die moralische Kränkung wiegt nicht weniger schwer, durch den Gedanken unverdient von dem seitherigen Niveau herabsteigen zu sollen, und nun in den Augen der Anderen gleichsam als künstlerisch degradirt zu erscheinen.

Allein was halfen alle diese Raisonnements, so logisch gegliedert sie auch sein mochten, gegenüber den drängenden Bitten der Angehörigen, die nun mit Einemmale die Bande, welche ein langjähriges, glückliches Zusammenleben so fest geknüpft, sich lösen sehen sollten; was halfen sie gegenüber der eigenen Reflexion: wie schwer es dem geborenen und „eingefleischten" Frankfurter ankommen müßte, plötzlich aus dem Boden sich gerissen zu sehen, in welchem sein ganzes Selbst und all sein Thun so fest wurzelte.

Familie — Heimath — zwei Worte, welche Theater-Directoren auf die unscrupulöseste Weise und trefflichst auszubeuten wissen!

Feilschen, markten, aufpochen — war mir von jeher in der Seele zuwider!

— Ich blieb. —

Noch lag indessen der Zeitpunkt des endlichen Antritts der neuen Direction in der Ferne, da die Uebernahme erst am 1. Mai erfolgen sollte. Einstweilen stand noch eine ziemliche Anzahl von Benefizen, unter welchen auch eines für Caroline Lindner, in Aussicht. Freilich war nun die Zeit, wo ihre Einnahme mit fl. 1000 garantirt wurde, vorüber und sie in dieser Beziehung jetzo den Uebrigen gleichgestellt. Niemand konnte es ihr deshalb verargen, wenn nun auch sie aus der Quelle schöpfen wollte, die noch immer lustig genug aus dem Localfelsen sprudelte. Und wieder war es Hallenstein, bei keiner Gelegenheit säumig wo es galt Freunden und Collegen zu nützen, welcher Rath zu schaffen wußte, indem er mit frischer Lust seiner parodirenden Laune den Zügel schießen ließ.

Ein Zufall war es wohl nur, daß er auf die Idee verfiel zum Vorwurf ein Stück zu nehmen, welches Caroline Lindner bereits in seiner ursprünglichen Form am 30. November 1840 zum Benefiz gegeben hatte.

Es war dies das fünfactige Schauspiel: „Werner, oder: Welt und Herz" von Dr. Gutzkow. — Das Stück war in dritthalb Jahren nur dreimal über die Bretter gegangen und deshalb dem Publicum im Allgemeinen ziemlich fremd; eine Parodie setzt aber die Bekanntschaft mit dem parodirten Gegenstande voraus, wenn sie auf die Lachmuskeln der Zuschauer die beabsichtigte Wirkung hervorbringen soll.

Hallenstein's Parodiren fing gleich bei dem Titel des Stückes an, welchen er in „Ferner, oder: Schmerz und kä Geld!" umwandelte. Schon das Bekanntwerden des Titels allein gab unerwartet Veranlassung zu Verdrießlichkeiten.

Der damals hier engagirte Heldenspieler Baison, welcher zu dem Verfasser des Stückes in freundschaftlichen Beziehungen stand, und laut seinem, in dem Heinrich'schen Almanach „für Freunde der Schauspielkunst" auf das Jahr 1850, abgedruckten Nekrolog: „an Gutzkow's damaligen dramatischen Werken größeren Antheil als er (Baison) selbst jemals geltend gemacht" gehabt haben sollte, gerieth darüber in Harnisch. *) Er zeigte sogleich den ihn indignirenden Vor-

*) Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Herausgeber des Almanachs in einer Note — „speciell bei diesem Nekrolog" — (der Almanach enthält deren mehrere), „die Verantwortlichkeit für manche der angeführten Thatsachen und Lobeserhebungen, welche erstere schon zum Theil eine Widerlegang fanden," ablehnt.

Ob Baison auch einen größeren Antheil an dem eben zu besprechenden Stücke hatte, oder ob überhaupt sein Antheilhaben zu den „widerlegten Thatsachen" gehörte, mögen Andere ermitteln.

fall ſeinem damals in Hamburg wohnenden Freunde an. Es entſpann ſich daraus zwiſchen Verfaſſer, Freund, Benefiziantin und Parodiſten ein Briefwechſel, welcher mir begreiflicherweiſe nicht zu Geſicht gekommen und von deſſen Inhalt ich nur von Hörenſagen, aber aus zuverläſſigem Munde, Einiges wußte. Das Ende des Streites, wenn es Streit zu nennen war, lief ſchließlich darauf hinaus, daß der anſtößige Titel abgeändert wurde. Unter der Benennung „die Kartenſchlägerin" kam endlich dieſe Parodie am 22. Februar 1842, als vierzehntes Localſtück, zum Benefize von Caroline Lindner zur Aufführung.

Ich erinnere mich nur wenig mehr des Inhalts dieſer Parodie und noch viel weniger des urſprünglichen Stückes ſelber. Mir ward die Rolle des „Herr Nuß" zugetheilt, eine Art Agent oder Unterhändler. Da die Rolle nur Epiſode war, ſo beſtrebte ich mich meine wenigen Scenen durch Aeußerlichkeiten möglichſt pikant zu machen. Ich bekenne mich ſchuldig, daß ich dieſesmal in der That mit der Maske zugleich auch ein Portrait habe geben wollen. Die Aehnlichkeit war um ſo frappanter, als meine Perſönlichkeit ſich vollſtändig hiezu eignete. Mein erſtes Auftreten erregte denn auch einen Secunden langen Sturm von Spektakel aller Art.

Trotz dieſem anſcheinenden Erfolg ſprach meine gewohnte Selbſtkritik ein verdammendes Urtheil. Die Achtung fremder Perſönlichkeit ſoll und darf auf der Bühne nicht verletzt werden. — Uebrigens war es in dieſer Beziehung mein erſter und blieb auch mein letzter Schuldact.

Während der ersten Aufführung verbreitete sich plötzlich Feuerlärm in der Stadt, was eine längere Störung verursachte; nach der zweiten verschwand das Stück für immer vom Repertoir. —

So traten wir endlich in das Jahr 1842. Am ersten Morgen seines Wonnemondes war die Auflösung der Frankfurter Theater-Actionair-Gesellschaft vollendete Thatsache. Sie hatte während eines halben Jahrhunderts unter allen Stürmen und Wechselfällen einer Epoche wo selbst manche Hofbühne materieller Ungunst erlag, ihr Kunstinstitut sorgsam gepflegt, seine Existenz fest begründet, und dem Theater der Freien Stadt eine rühmliche Stellung in der Reihe der ersten Bühnen Deutschlands vindizirt. Als Mitglieder des letzten dirigirenden Comités finden sich die Namen der Herren Keßler, Mumm-Scheibler, und Müller-Buch verzeichnet. Mit Wehmuth sahen wir die geachteten Männer scheiden, mit einem Gefühle nicht unähnlich dem, welches den nach fernen Zonen Ziehenden beschleicht, wenn sein Fuß zum Letztenmale Terra firma berührt, und zum Erstenmale das schwankende Deck betritt. —

Das Theater der Freien Stadt Frankfurt

als Objekt der Privatſpeculation.

1842 — 1855.

— Keinem zu Liebe, Keinem zu Leid',
Offen und ehrlich Allezeit. —

Am erſten Mai 1842 übernahmen die Conceſſionaire Guhr, Malß und Meck das Regiment — für eigene Rechnung. Zum Glück, daß die neuen Herrſcher nicht zugleich auch neue Männer waren. Wir hatten ja faſt Alle, mit wenigen Ausnahmen, Dieſer längere, Jener kürzere Zeit, mit ihnen ein gemeinſames Feld bearbeitet. Die Meiſten ſtanden zu ihnen in mehr oder weniger freundſchaftlichen Beziehungen. Während der letzten drei verfloſſenen Jahre hatte

man ſich bereits daran gewöhnt ſie im Beſitz faſt unbeſchränkter Macht zu ſehen. Auch die alten Collegen blieben, wenige ausgenommen, ſämmtlich im Engagement. Deshalb fiel der nun definitive Uebergang der Direction in ihre Hände, anfänglich nicht mit der Schwere auf uns, welche unter anderen Umſtänden ſich ohne Zweifel fühlbar gemacht haben würde, und wir lebten uns bald in das neue Verhältniß hinein.

Der herannahende Herbſt brachte in ſeinem Gefolge das herkömmliche Quantum von Benefizen. Nachdem dieſesmal Caroline Lindner mit der erſten Vorſtellung von Dr. Gutzkow's „Ein weißes Blatt" den Reigen eröffnet hatte, kam die Reihe an Hallenſtein, dem, wie es hieß, als „Verfaſſer mehrerer Localſtücke" von der Direction ein Benefiz-Antheil bewilligt worden war.

Meck, bekanntlich aus Fürth bei Nürnberg gebürtig, hatte eine beſondere Vorliebe für des renommirten Nürnbürger Klempnermeiſters und Volks- und Dialects-Poeten Grübel's Gedichte. Vielleicht mochte Hallenſtein durch Meck's treffliche Laune mit welcher er dieſe Dichtungen gelegentlich in Freundeskreiſen zum Beſten gab, auch wohl öffentlich ſprach, zu dem Verſuch angeregt worden ſein einer derſelben, dem „Peter in der Fremde", dramatiſche Form zu geben und dieſe Nürnberger Ingredienzen zu einem Frank-

furter Localteig zu kneten. Leider that er damit einen Fehlgriff. Das volle Haus bei der am 23. November 1842 ſtattgehabten Benefizvorſtellung Hallenſtein's, nahm zwar die zur Eröffnung gegebene und neu einſtudirte Oper: „Richard Löwenherz" mit großem Beifalle auf, allein gegen das fünfzehnte Localſtück:

„Der Peter in der Fremde"

legte es ein entſchiedenes — und entſcheidendes Veto ein. Das Stück wurde nicht wiederholt.

Das neue Jahr 1843 begann für mich mit den alten Plackereien, indem ſchon in den erſten Tagen des Januars meine Benefizvorſtellung zur Aufführung kommen ſollte. Eine der gelungenſten Poſſen Neſtroy's: „Einen Jux will er ſich machen", war kurz vorher von Wien eingeſendet worden, und kam mir in ſolchem Augenblick ſehr erwünſcht. Aber ſo wirkſam auch das Stück ſchien, ſo genügte es mir vom Standpunkt des Benefizianten aus betrachtet doch nicht ganz. Ich wollte mehr haben, mehr Perſonen, mehr Titel — als Lockſpeiſe zum Aufputz des üblichen Extra-Zettels. Da nun zufällig mit dem „Jux" auch eine Ueberſetzung der kleinen franzöſiſchen Blüette: „Passé Minuit", unter dem Titel „Mitten in der Nacht", eingelaufen war, ſo kam mir beim Durchleſen derſelben plötzlich die Luſt dieſe Kleinigkeit zu

„Hampelmanniſiren“. Die Erinnerungen an die Ereigniſſe des 2. April 1838 waren im Laufe der Jahre bläſſer, ich ſelbſt um eben ſo viele älter und durch die ſeitherigen Erfolge kühner geworden. Der Kamm ſchwoll mir!

Trotz einiger auftauchenden Scrupeln, machte ich mich ſofort an die Uebertragung des Stückes in's „Frankforteriſche“. Am 9. Januar ſchon verkündete der Theaterzettel zu meiner Benefizvorſtellung und zu erſtmaligen Aufführungen, wie folgt:

„Einen Jux will er ſich machen“

vorher geht:

„Mitten in der Nacht“

Localſcherz in 1 Act.

Der „Jux“, vielleicht das am geiſtreichſten und witzigſten dialogiſirte Stück Neſtroy's, ebenfalls dem Franzöſiſchen entlehnt, fand allgemeinen und verdienten Beifall. Das Vorſtück des anonymen Autors dagegen, zwar keine entſchiedene Oppoſition, jedoch nur eine laue Aufnahme. Wenn auch nicht geradezu verfehlt, litt das Ganze doch wieder, trotz aller Mühe des Verbergens, an dem Gebrechen, welches an früheren Bearbeitungen ſchon gerügt worden, nämlich an Unwahrſcheinlichkeit der Handlung und der Charaktere, ſobald, wie das jederzeit bei den Localſtücken und zwar mit großer Beeiferung geſchah, der Maßſtab unſerer klein-bürgerlichen Verhältniſſe angelegt wurde. Im vorliegenden Falle trat ſogar ein noch ſchlimmerer Umſtand hinzu. Nach damaligen Anſchauungen fand man den Anfang des Stückes, wenn auch

gerade nicht unsittlich, so aber doch unschicklich. Hampelmann liegt am Anfange des Stückes im Bette; nicht in einem solchen, wie es die seither übliche Bühnenconvenienz gestattete, und das gewöhnlich aus einem Divan, höchstens mit weißer Draperie behangen, bestand, worauf der Darsteller vollständig angekleidet lag, — sondern in einem wirklichen Bette, nebst allen in einem Schlafzimmer unentbehrlichen Requisiten; der Schlafende selbst nur so weit bekleidet, als es die äußerste Grenze des Schicklichen erlaubte. Das war nun durchaus nicht nach dem Geschmack des Publicums jener Zeit, so wenig wie das im Verlauf der Handlung an dem erleuchteten Fenster des gegenüberstehenden Hauses, auf dem herabgelassenen Fensterrouleau sich zeigende mysteriöse Schattenspiel. Auch konnte man sich noch nicht mit der Factur des nur von zwei Personen, dazu noch Männern, dargestellten Stückes befreunden, das im Augenblicke in Paris den größten Erfolg hatte, und bald eine ganze Reihe ähnlicher Dialog-Stücke hervorrief.

Heute ist das Alles anders geworden; trotz dem Bette und den Requisiten des Schlafzimmers, trotz den Mysterien des Schattenspiels, wird das Stück in seiner ersten Uebersetzung häufig gegeben und mit Beifall aufgenommen.

Ungeachtet des zweifelhaften Erfolges wurde indessen dies sechzehnte Localstück wiederholt, zeigte aber auch bei der zweiten Aufführung keine Lebensfähigkeit. So nahm denn der gebeugte Autor sein Manuscript zurück, und legte es zu seinem verunglückten Ersten — und ein Drittes sollte nicht

allzu lange auf sich warten lassen, um die Unglücks-Trias complett zu machen.

Ehe ich in der Erzählung der Schicksale unserer Localstücke, dem Zwecke dieser Blätter, fortfahre, erlaube ich mir hier eine kurze Abschweifung, die, wie ich hoffe, der geneigte Leser im Hinblick auf den Inhalt derselben entschuldigen wird.

Es war im Jahre 1844, als der schon am 28. August 1819 angeregte Gedanke, Johann Wolfgang Goethe ein öffentliches Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten, seine endliche Verwirklichung fand. Am 22. October erstgenannten Jahres sollte das eherne Standbild des Dichterfürsten auf der ihm geweihten Stelle enthüllt werden.

Kurze Zeit vor der zu diesem feierlichen Acte anberaumten Stunde trat Malß hastig bei mir ein, ein Manuscript in der Hand, und bat mich eine Rede, die er so eben entworfen und in aller Eile auf's Papier gebracht habe, schleunigst durchzulesen, um sie dann bei dem großen Festmahle im Börsensaale, das um 6 Uhr Abends beginnen sollte, vorzutragen.

Die gewöhnliche Handschrift von Malß streifte schon an das Hieroglyphische, Keilschriftartige, und nun gar eine in „aller Eile" hingeworfene entziffern zu sollen, war wahrlich keine Kleinigkeit. So hatte ich denn große Mühe, selbst mit

seiner Beihülfe, die erste Lesung des ziemlich langen Aufsatzes zu Ende zu bringen. Allein diese Mühe ward mir reichlich gelohnt. Der sprudelnde Humor, die schlagenden Pointen, kurz das treffliche Ganze ließen mich sogleich herausfühlen welche Wirkung diese Rede hervorbringen müsse, wenn ihr Vortrag, so wie sich meine Fantasie ihn ausmalte, gelingen, wenn alle Schattirungen in's gehörige Relief treten, alle Pointen treffen, alle „Hiebe" sitzen würden.

Die Zeit drängte, die Stunde rückte näher; trotzdem blieb ich und beeilte mich so schnell wie möglich eine klare, leserliche Abschrift zu nehmen, wodurch ich auch zugleich eine detaillirtere Einsicht in das Ganze gewann, und ging alsdann erst zur Feyer.

Nach Beendigung derselben blieben mir bis zum Beginn des Festmahles noch etwa 2—3 Stunden zum Einstudiren, während welcher ich mich bemühte meines Stoffes ganz Herr zu werden.

Viele der Theilnehmer an den Festlichkeiten jenes denkwürdigen Tages leben noch und dürften sich vielleicht der Wirkung noch erinnern, welche diese Rede auf die eben so zahlreiche als gewählte Versammlung, verstärkt durch ansehnliche Zuzüge von bedeutenden Persönlichkeiten aus Nähe und Ferne, hervorbrachte.

Meine Selbstkritik gab diesmal meinem Vortrag ein günstiges Zeugniß, das seine Bestätigung fand durch wiederholte Aufforderungen die treffliche Humoreske sowohl öffentlich, als auch in Privatkreisen vorzutragen.

Die „Rede eines 74jährigen Frankfurters, gehalten bei dem Festmahle am Tage der Enthüllung des Goethe-Denkmals“ — dieser, wie ich ihn nennen möchte, „Schwanengesang“ unseres Humoristen — denn ich weiß von keiner späteren Arbeit desselben mehr — findet sich in „Karl Malß Volkstheater“ und in dem bei Sauerländer 1844 erschienenen Festalbum.

Seit den beiden letzten Niederlagen auf dem Felde des Localstückes schienen die erlittenen Widerwärtigkeiten die Producenten einigermaßen entmuthigt zu haben. Die Localmuse war vorläufig verstummt, und die Benefizianten sahen sich genöthigt wieder den alten Weg einzuschlagen, und auf dem Theaterbüreau unter den jüngsten Einläufen herum zu stöbern, ob sich nicht etwas Passendes für ihre Zwecke vorfände.

Ich meinerseits war für die zwei nächsten Jahre geborgen. Glücklicherweise hatte Räder zwei große Gesangs-Possen vom Stapel laufen lassen, nämlich: Weltumsegler wider Willen, und Artesische Brunnen, — „aus dem Französischen übersetzt“ — was jedoch der beliebte Dresdener Komiker auf dem Zettel anzuzeigen, nicht für „angezeigt“ hielt. Beide Stücke schlugen durch, wie's bei uns heißt, und wurden in diesen zwei Jahren Eines nach dem Andern zu meinem Benefize unter großem Zulauf und Beifall gegeben.

Das nächste Jahr ſtand noch kaum in ſeinen Anfangswochen, als die brennende Frage „was geb' ich zum Benefiz!?" ſchon wieder mit allen ihren Quälereien an mich herantrat.

Da erinnerte ich mich Kettel's, damals Regiſſeur des Braunſchweiger Hoftheaters, des Ueberſetzers und Bearbeiters mehrerer Stücke, unter Andern eines dem Engländer „O'Keefe" nachgebildeten Luſtſpiels, welches unter dem Titel „Richard's Wanderleben" ſich bis heute auf dem Repertoir erhalten hat.

Kettel hatte mir, als ich einige Jahre vorher in Braunſchweig gaſtirt, viel von einem ſeiner kleinen Stücke geſprochen, betitelt: „Der Zweikampf im dritten Stock", welches in der That auch damals auf norddeutſchen Theatern häufig gegeben wurde. Er empfahl es mir um ſo angelegentlicher, als er überzeugt ſein wollte, daß es ſich zum Uebertragen auf Frankfurter Boden ganz vorzüglich eigne. Da nun im Augenblick wieder große Ebbe an Novitäten in meinem Fache eingetreten war, ſo griff ich in meiner Noth nach jenem Stücke und ging damit zu Malß. Ich wollte nur ſeine Meinung hören, ob und wie die Sache ausführbar ſei, denn auf ein Uebernehmen derſelben ſeinerſeits, war, wie oben angedeutet, nicht mehr zu rechnen. — Auch hatte ich ſeine Zuſtimmung als „Director" nachzuſuchen.

Malß fand nichts Beſonderes einzuwenden, gab mir im Gegentheil einige Winke in Bezug auf die Abänderung der

Namen und des Standes der umzuformenden Rollen, und machte selbst später einige Retouchen. Die Personen wurden, mit einer Ausnahme, sämmtlich in „Frankfurter“ verwandelt und bestanden in einem „bürgerlichen Gegenschreiber“, dessen Frau und Tochter, benebst dazu behörigem Liebhaber. Die Ausnahme war ein fremder Herr, der an der Hausthüre der bürgerlichen Gegenschreiberfamilie einen Miethzettel erblickt, und da er in „Wohnungsnoth“ ist, die drei Stockwerke hinaufsteigt, das Zimmer besieht und auch miethet. Die Wunderlichkeiten des Fremden führen einen Conflict mit dem Gegenschreiber herbei, welcher den Inhalt der Posse bildet, die, wie gesagt, an andern Orten sehr beifällig aufgenommen worden war.

Malß und auch ich waren beide übereinstimmend, daß die Rolle des „Amandus H...“,*) des Nicht-Frankfurters, zugleich die Hauptrolle, von Niemand anders gespielt werden könne, als von Meck. Sein Aeußeres sowohl, als sein natürliches und wirksames komische Spiel schienen den Intentionen des Autors auf das Vollständigste zu entsprechen. Die Rolle, welche mir zufiel, stand nur in zweiter Linie und beschränkte sich auf die Einleitungs- und Schlußscenen.

Allein Meck fand schon am Stücke kein rechtes Behagen und noch viel weniger an der Rolle selber, die er unter andern Verhältnissen vielleicht zurückgewiesen haben würde. Der-

*) Die Auflösung des Namenräthsels ist „Hahnrei'.

gleichen Idiosynkrasieen sind bei Schauspielern gerade nichts Ungewöhnliches. —

Schon bei den ersten Proben zeigte sich Meck's entschiedene Unlust; er war der Worte nicht sicher, schwankte in der Wahl des Kostüms, welches dann, wie meistens in solchen Fällen, als das dem Charakter der Rolle am wenigst entsprechende erschien. Alles dies waren ominöse Zeichen, und mit banger Ahnung, die zur traurigen Gewißheit werden sollte, sah ich der Aufführung entgegen.

Sie fand endlich am 24. März 1847 statt, an welchem Tage zu meinem Benefize gegeben wurde:

„Maurer und Schlosser."
Hierauf:
zum Erstenmale
„Das Duell in der Haasengasse."
Local-Posse in 1 Act.

Das Haus war sehr voll, der lockende Titel hatte, wie immer, vollständigst seine Schuldigkeit gethan!

Entsprach nun auch der materielle Erfolg den gehegten Erwartungen in befriedigendster Weise, so war dagegen der künstlerische ein um so trauriger! Leider muß ich der Wahrheit gemäß hier niederschreiben, daß diese Posse einen Fiasco machte, wie er noch selten dagewesen! Was würde es indessen nützen, heute, nach 20 Jahren, noch untersuchen zu wollen, wem die Schuld dieser bedauerlichen Niederlage beizumessen war.

Selbst die bewährtesten Theater-Praktiker sind bei Beurtheilung solcher Ephemeriden dem Irrthum unterworfen und täuschen sich oftmals nach der einen oder andern Seite hin. Demnach möge der Schleier der Vergessenheit herabfallen auf dies unglückliche „Kind meiner Laune"! Unter den Frankfurter Localstücken ist es der Zahl nach als das „siebzehnte" zu bezeichnen.

Wenn auch Anfangs der 60er Jahre eine befreundete Feder, gelegentlich eines Rückblickes auf die Epoche der Guhr-Malß-Meck'schen Theaterverwaltung, in einem hiesigen Blatte behauptete, daß bei der Führung des Instituts seitens dieser Herren sich ein sehr günstiges Resultat ergeben habe, so stand doch eine solche Behauptung mit den unläugbaren Thatsachen, die damals für Niemand Geheimniß waren, leider im grellen Widerspruch. Wir Schauspieler hatten fortwährend Klagen über den schlechten Gang „des Geschäfts" zu hören, und obschon derartigen Klagen kein allzugroßes Gewicht beizulegen ist, — da Geschäftsleute im Allgemeinen sich in solchen Klagen zu gefallen scheinen, vielleicht weil es mit zum Geschäft gehört, — so war doch im Ganzen nicht in Abrede zu stellen, daß die Zahl der abonnirten Logen merklich abgenommen, die Tageseinnahme, selbst bei gediegenen Vorstellungen, öfters auf eine Ziffer herabsank, wie sie in der Neuzeit nur in absonderlichen Fällen, ja fast gar nicht vorkommt.

Eine Bestätigung des eben Gesagten findet sich in dem Passus eines späteren, weiter unten anzuführenden, Circularschreibens der Direction an sämmtliche Mitglieder. Er lautete wie folgt:

„Wenn schon der Kassen-Ertrag der am 1. Nov. „1847 abgelaufenen Theaterjahre ein so geringer war, „daß er starke Verluste für uns herbeiführte, so stellt „sich das Ergebniß der letzten vier Monate so beispiel„los ungünstig heraus, daß die schwersten, fast unerschwinglichen Opfer von uns gebracht werden mußten, „um unsere Verbindlichkeiten gegen das Personal er„füllen zu können."

Hierbei fällt auch noch schwer in die Wagschale, daß die damalige Direction, welche noch nicht, wie dies heute der Fall ist, eine Staatssubvention bezog, überdies mit den schon erwähnten Verbindlichkeiten der Theater-Pensions-Anstalt gegenüber belastet war.

So lagen die Dinge, als wir in das denkwürdige Jahr 1848 eintraten.

Der verheerende Sturm aus Westen brauste im Februar über unsere Häupter!

Bereits war mein Benefizstück einstudirt, diesmal kein locales; die Vorstellung desselben sollte am 25. des verhängnißvollen Monats, an einem Freitage stattfinden. Um-

stände traten indessen ein, leider zu meinem großen Nachtheil, welche die Aufführung auf den folgenden Montag hinausschoben.

Zwischen jenem Freitag und diesem Montag, traf am Samstag die Kunde von dem welterschütternden Ereignisse ein, welche unsere Stadt begreiflicherweise in die größte Aufregung und Bestürzung versetzte. Guhr selbst war es, welcher während der Aufführung des „Barbier von Sevilla", den er diesmal nicht dirigirte, am Abend des 26. die unheilvollsten Nachrichten aus Paris mit in's Theater brachte. Seiner Aussage nach sollten bereits die Tuilerien in Flammen stehen, die ganze Stadt ein Blutbad sein!

Während der Generalprobe zu meiner Benefizvorstellung am folgenden Montag Morgen gab sich ein, ich möchte sagen unheimlicher Geist unter den Anwesenden kund. Man schien sich in den übertriebensten Schilderungen von Schreckensscenen zu gefallen, die nur in der erhitzten Phantasie der, der Parthei der „Rothen" anhängigen Erzählenden existiren konnten. Ein Frankfurter „Marat" sprach mit großem Behagen von der Guillotine, die, wie er wissen wollte, in den Straßen von Paris der schnelleren Expedition wegen herum gefahren würde; wobei in seinen Mienen der Ausdruck der Erwartung zu liegen schien, daß jenes Instrument nun baldmöglichst auch „in loco" seine Funktionen beginnen, und eventuell Benefiz und Benefizianten noch vor der Aufführung den Garaus machen möchte.

Diese Erwartung wurde nun allerdings nicht befriedigt, indem mein Benefiz dennoch und ohne weitere Molestirung

im Sinne dieſes heißblutigen Volksfreundes an jenem Tage ſtattfand. Die Einnahme fiel ſelbſt nicht allzu ſchlecht aus, da bereits ſchon vor Eintreffen dieſer Schreckensnachrichten viele Logen genommen waren.

Leider machten ſich die Folgen der furchtbaren Kataſtrophe in Bezug auf das Theater ſchon in den allernächſten Tagen fühlbar. Der Beſuch nahm in erſchreckender Weiſe ab.

Am 4. März, bei abermaliger Aufführung des „Barbier von Sevilla", mit dem Gaſte Madame Lutz, war der Saal in buchſtäblichem Sinne faſt leer. Malß erſchien nach ſieben Uhr auf dem Theater und brachte die ſchreckenerregende Nachricht von der Erſtürmung des „Römers" mit. Trotzdem ſpielten wir die Oper vor den wenigen Zuſchauern zu Ende, — mit welchem Humor, kann man ſich denken!

So ſahen wir denn mit banger Beſorgniß der unheildrohenden Zukunft entgegen.

Der anhaltend ſchwächer und ſchwächer werdende Beſuch des Theaters hatte unterdeſſen die Direction in die ſchlimmſte Lage verſetzt. Sie ſah ſich ſpäter genöthigt die am 1. Mai fälligen Abonnementsgelder anticipando, je nach Bedarf, zu

erheben, was zur natürlichen Folge hatte, daß zum 1. Mai die Kassen leer waren.

In dieser Bedrängniß griffen die Unternehmer zu einem äußersten Mittel, um dem drohenden Fallit abzuwehren. Sie setzten das bereits oben erwähnte an sämmtliche Mitglieder des hiesigen Theaters gerichtete Circular in Umlauf, worin sie denselben eine Reduction von 40% ihrer Gagen auf die Dauer eines halben Jahres vorschlugen. Zu gleicher Zeit verwahrten sie sich darin gegen jede etwaige üble Unterstellung, für den Fall, daß die nahe bevorstehende Parlaments-Versammlung einen günstigen Einfluß auf die Finanzen unseres Theaters ausüben sollten, indem sie das Versprechen der vollen Gegenleistung gaben, wenn glückliche Umstände sie zulässig machen sollten.

Diese Proposition rief die größte Aufregung unter den Mitgliedern hervor und fand die verschiedenartigste, mitunter schonungsloseste Beurtheilung. Die Aengstlichen glaubten darin ein, wenn auch nur dürftiges, Obdach zu erblicken, unter welchem man abwarten könne bis der Sturm vorüber; die Muthigen dagegen, im Vertrauen auf eine baldige Wendung der Dinge, namentlich auf die bevorstehende Parlaments-Eröffnung, wollten nicht darauf eingehen. Endlich aber machte all diese Gereiztheit und Aufregung einer kühleren Anschauung Platz, als von nah und fern die düstersten Nachrichten über die Zustände an den deutschen Theatern zur Kenntniß gelangten. Viele derselben hatten schon geschlossen und andere standen im Begriff es zu thun, vor allem die größeren Stadt-

theater. So hatte, z. B. Breslau bereits sein sämmtliches Personal entlassen, wodurch 145 Personen mit Einemmale brodlos wurden. Selbst die Hoftheater gaben zu Besorgnissen Anlaß. Aus Darmstadt erfuhr man, daß keine neuen Engagements ferner abgeschlossen würden, und dorten, wie auch in Karlsruhe, bedeutende Einschränkungen im Werke wären. So überwog endlich die Argumentation der Ruhigen, die da meinten, daß, Angesichts der drohenden Zerrüttung aller Verhältnisse, es immerhin gerathener sein dürfte das „halbe Ei" als „die leere Schaale" hinzunehmen, und die Proposition der Direction wurde genehmigt, — nicht ohne Protest, wie weiter unten ersichtlich sein wird.

Während dieser Ereignisse hatte sich der bereits tief erschütterte Gesundheitszustand Malß' bedeutend verschlimmert. Sein asthmatisches Leiden ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, und das Schlimmste stand zu befürchten.

Wir alle schätzten und liebten Malß nicht weniger, als er in den Kreisen beliebt und geschätzt war, die er in glücklicheren Zeiten durch seinen Geist und Humor belebte; Eigenschaften, welche ihn, in Verbindung mit seinem gesellschaftlichen Schliff, zum Liebling jedes Salons machten. So erschütterte uns denn die Nachricht seines am 3. Juni erfolgten Todes, obschon sie uns nicht unvorbereitet treffen konnte, auf das

Tiefſte, und die Trauer um den noch in den Jahren der Kraft ſtehenden trefflichen Mann, einer der ſeltenen beim Theater, die keinen Feind hatten, war eine allgemeine!

Carl Malß ſtarb im noch nicht vollendeten 56. Lebensjahre.*)

Mit ſeinem ſo ſchmerzlich empfundenen Hintritt war indeſſen die Reihe der unheilvollen Erlebniſſe des Jahres 1848 für uns noch nicht geſchloſſen. Nach wenigen Wochen ſchon ſollte ein gänzlich unerwartetes Ereigniß uns auf's Neue in die tiefſte Beſtürzung verſetzen.

Es war an einem heiteren Juni-Vormittage. Guhr hielt eine Klavierprobe von „Alleſſandro Stradella" ab, und ſchien

---

*) Ein Portrait von Carl Malß, Kniefſtück in Oel, befindet ſich im Locale des alten Bürgervereins. Die Anfertigung desſelben wurde bei dem Bankette des 9. November 1864 (ſ. w. u.) in Anregung gebracht und im Jahre 1865 vollendet. Es ſtellt Malß in ſeinen letzten Lebensjahren dar. Die Aufgabe war für den Künſtler keine leichte. Luntenſchütz, der treffliche Portraitiſt, kannte Malß nicht perſönlich, und hatte zu ſeinem Original nichts weiter, als ein wenige Jahre vor dem Tode aufgenommenes Daguerrotypbild des Verſtorbenen. Dennoch lieferte er ein unter den gegebenen Verhältniſſen höchſt gelungenes Portrait des allzufrüh heimgegangenen Humoriſten.

Die Aehnlichkeit erſcheint mir am frappanteſten, wenn ich es von der Eingangsthüre des betreffenden Zimmers aus betrachte. Ich glaube alsdann Malß lebend vor mir zu ſehen.

im beſten Wohlſein, ja ſelbſt in guter Laune zu ſein, was in den letzten Jahren nicht allzuoft der Fall war.

Der Coiffeur ſtand hinter ihm auf ſeinem gewohnten Poſten, beſchäftigt Guhr's üppigen dunkelblonden Haarwuchs, in welchem ſich, trotz ſeiner 60 Jahre und der Laſt der Sorgen, kaum ein verrätheriſches Weiß zeigte, in das übliche Lockengebäude zu thürmen. Guhr liebte von jeher dieſe Operation entweder auf der Klavierprobe, oder wenn er keine abhielt, auf ſeinem Büreau täglich an ſich vornehmen zu laſſen. Die Friſur war gleichzeitig mit dem flüchtigen Durchgehen der Flotow'ſchen Partitur beendigt. Sänger und Friſeur empfahlen ſich.

Eine halbe Stunde ſpäter begegne ich im Leſezimmer, damals noch auf dem Roßmarkt, einem Herrn, der die Frage an mich richtet: „Was macht Guhr?“ — Ich faßte die Frage im gewöhnlichen Sinne auf, als es ſich zu meiner größten Verwunderung herausſtellte, daß dieſer Herr über den erkrankten Guhr, der noch vor einer halben Stunde wohl und geſund vor mir geſtanden, Nachricht einziehen wollte!

Die Sache verhielt ſich folgendermaßen. Guhr war nach Beendigung der Klavierprobe, welche in einem Zimmer des Neubaues abgehalten zu werden pflegte, die Treppe zum zweiten Stockwerke hinaufgeſtiegen, um zu einer kleinen Thüre zu gelangen, welche mittelſt zweier Stufen auf den Korridor des zweiten Stockwerkes herabführte wo das Directionszim-

mer lag.*) Auf jener Treppe nun überfiel ihn plötzlich ein Unwohlsein. Der Arzt wurde gerufen, welcher ihm sofort empfahl nach Hause zu fahren. — Guhr bewohnte damals sein Haus in Bockenheim.

Der Vorfall erregte anfänglich keine Besorgnisse. Man wußte nicht recht was ihm eigentlich zugestoßen und kümmerte sich auch nicht besonders darum. Guhr besaß noch eine solche Fülle von Lebenskraft, daß Niemand bei diesem für leicht angesehenen Unwohlsein an eine ernstliche Gefahr dachte. Allgemein hegten wir deshalb die Hoffnung, ihn baldigst wieder auf seinem alten Platze, auf dem Dirigirentenstuhl des Orchesters zu sehen.

Während Guhr's Unpäßlichkeit erhielt ich eines Vormittags unvermuthet den willkommenen Besuch Julius Mühling's, des tüchtigen Theater-Dirigenten und früheren

---

*) Eine der ersten Anordnungen des neuen Intendanten vom Jahre 1855 war, diese so höchst bequeme, ja bei etwaiger Feuersgefahr selbst so höchst nützliche Verbindungsthüre, sofort zumauern zu lassen.

Jeder, den seine Geschäfte entweder vom alten Bau in den neuen, oder umgekehrt, riefen, war nun genöthigt zwei Treppen herab zu steigen, dann durch mehrere Korridore oder auch über die Bühne zu gehen, um mittelst der andern beiden Treppen, die in das zweite Stockwerk führten, theils in die Büreaux, theils in die Ateliers zu gelangen! — während durch die unvermauerte Thüre Alles mit zwei Schritten abgemacht war! —

Mitdirectors des ehemals so berühmten Hamburger Stadttheaters. Ich verdankte ihm mein erstes dortiges Gastspiel. Im Jahre 1838 hatte er mich zu diesem Zwecke hinberufen, und mir später wiederholte Engagements-Anträge gemacht, unter Bedingungen wie sie Frankfurt nicht zu bieten vermochte.

Ich schlug sie dessen ungeachtet aus.

Mühling war in der Absicht nach Frankfurt gekommen, um in die durch Malß' Tod entstandene Lücke einzutreten. Mit Meck, seinem langjährigen Freunde, mochte er sich wohl schon geeinigt haben; es blieb ihm nun noch übrig mit Guhr die Verhandlungen zum Austrag zu bringen, was einige Schwierigkeiten zu verursachen schien.

Mühling war im „weißen Schwan" abgestiegen, zu jener Zeit mein „Stammhaus", wohin ich „Alt Frankfurter Sitte" gemäß, jeden Abend „zum Schoppen" zu gehen pflegte.

Mancher ältere Reisende erinnert sich vielleicht noch der gemüthlichen Abende in dem Restaurationszimmer dieses seiner Zeit so beliebten und besuchten Gasthofes. „No. 80" fand in „Bädecker" sogar einen Historiographen, welcher in irgend einer seiner zahlreichen Auflagen den „Frankfurter Local-Komiker", qua stehendes Möbel, den Unterhaltung suchenden Fremden als zweckentsprechendes Objekt zu empfehlen die besondere Freundlichkeit hatte.

Hier nun sprach ich Mühling mehrmals während seines kurzen Aufenthaltes, wenn er Abends spät, von Geschäfts-

oder ſonſtigen Beſuchen ermüdet, heimkehrte, und dann gewöhnlich noch einen Blick in das Zimmer warf, um ein paar flüchtige Worte mit mir zu wechſeln. Seine Angelegenheit ſchien ſich nicht nach Wunſch geſtalten zu wollen, er klagte jedesmal, daß er mit Guhr nicht überein kommen könne. Endlich hatten wir an einem Abende ein längeres Geſpräch, worin er mir zu meinem Bedauern die Mittheilung machte, daß ſich die Sache nunmehr definitiv zerſchlagen, jede weitere Unterhandlung abgebrochen ſei, da er nun einmal mit Guhr nicht fertig werden könne, und daß er am folgenden Morgen zeitig von hier abreiſen werde. —

Wir ſchieden. —

Wunderbares Schickſal! Indem wir glaubten, uns zum Letztenmale für längere Zeit, vielleicht für immer, die Hand zum Abſchied zu reichen — war Guhr nicht mehr unter den Lebenden!!

Mühling reiste am folgenden Morgen nicht ab. —

„Guhr iſt todt!“ Dieſe Schreckensworte, die zu jeder anderen Zeit ganz Frankfurt in Bewegung geſetzt haben würden, fanden im Jahre der Revolution und des Umſturzes nur ein Echo in den tiefererſchütterten Kreiſen der Künſtler und in den Herzen der näheren Freunde des genialen Meiſters!

Ueber die Kataſtrophe ſelbſt erzählte man ſich Folgendes:

Guhr war gegen Abend nach Bockenheim zurückgekehrt, und ging, wie er es auch meiſtens in geſunden Tagen zu thun pflegte, frühzeitig, etwa um 9 Uhr, zu Bette. Kurz nachher entſtand Feuerlärm. Es brannte in einiger Entfernung ein Heuhaufen auf dem flachen Felde. Guhr, noch wachend, ſtand auf, um von dem Fenſter ſeines nach jener Richtung gelegenen Schlafzimmers das Feuer zu beobachten. Nach einer kleinen Weile legte er ſich wieder nieder. Die Umſtehenden glaubten ihn eingeſchlafen: — als ſich kurze Zeit darauf ein Röcheln vernehmen ließ. Man eilte zum Bette — Guhr war eine Leiche!

In einem Nekrolog, in Heinrich's Theater-Almanach für 1849, wird ſein plötzlicher Tod einem Lungenſchlag zugeſchrieben. An derſelben Stelle wird als Geburtsort Mielitſch in Schleſien angegeben, als ſein Geburtstag der 27. October 1787, — während wir hier, ſo lange er unter uns weilte, jedes Jahr die Feier deſſelben am 31. genannten Monats begingen; ein Datum, das doch nur Er angegeben haben konnte. — Guhr, ſeit mehreren Jahren Wittwer, hinterließ zwei Töchter, von welchen die jüngere bereits vermählt war. *) —

---

*) Einer ſeiner nahen Anverwandten, ſein Stiefbruder, war der in den 20ger und 30ger Jahren in ganz Deutſchland, Rußland und der Schweiz Aufſehen erregende, berühmte Komiker Wurm, der erſte Darſteller des „Jacob", in dem zu damaliger Zeit vielfache Partheikämpfe hervorrufenden Stücke „Unſer Verkehr", als deſſen Autor „Mahlmann" genannt wurde.

So trugen wir denn am 22. Juli den heimgegangenen Meiſter wenige Tage darauf zu ſeiner Ruheſtätte auf dem Kirchhofe des freundlichen Städtchens, das ihm lieb geworden, und wo er in ſeinen wenigen Freiſtunden ſich gerne mit der Kultur der Blumen und Pflanzen ſeines hübſchen Gartens beſchäftigte. Ein langer Zug leidtragender Freunde folgte dem Sarge, und die Trauer um den Hingeſchiedenen war eine aufrichtige, tief einſchneidende!

In der Stadt ſelbſt fand die Todesnachricht, wie ſchon angedeutet, nur geringe Beachtung. Die Welt war ja damals aus „ihren Fugen geriſſen", und eben erwartete man Johann von Oeſterreich — den Erzherzog-Reichsverweſer, der da kommen ſollte, ſie weder einzurichten. —

Gerne möchte ich noch länger verweilen bei dem unvergeſſenen Todten; ich hätte noch ſo Manches zu erzählen, was ihn als Menſch und Künſtler charakteriſirt; ſo Manches mit ihm und neben ihm Erlebte zu ſchildern, — der ich 28 Jahre an ſeiner Seite gegangen — wenn ich nicht fürchten müßte mich allzuweit von meinem vorgeſteckten Ziele zu entfernen, und anſtatt die Schickſale unſerer Localſtücke aufzuzeichnen, die Biographie Guhr's zu ſchreiben.

Nur Einiges noch. Zu Guhr's Lebzeiten lag die Photographie noch in ihren Anfängen; erſt nach den Ereigniſſen des 18. September 1848, und nach wiederhergeſtellter

Ruhe, begannen Vogel's*) gelungene Arbeiten in dieſem Fache, Anerkennung und Verbreitung zu finden. Selbſt das frühere Daguerrotyp-Portrait zählte noch wenig Freunde, und ich erinnere mich nicht je eines von Guhr geſehen zu haben, ſo wenig mir das von Malß bekannt war, welches achtzehn Jahre nach ſeinem Tode uns ſo gute Dienſte leiſten ſollte. Von ſonſtigen Portraiten Guhr's kann ich mich keines erinnern; es ſind wohl deren vorhanden geweſen, allein ich kam nur in der allererſten Zeit ſeines Hierſeins zuweilen in ſeine Wohnung und dann auch nur in ſein Arbeitszimmer, in welchem er in den erſten Jahren Klavierproben abzuhalten pflegte. Was von Abbildungen des merkwürdigen Mannes in den Kunſthandlungen ausgeſtellt war, beſchränkte ſich ſo viel mir bekannt auf zwei Lithographien. Die eine, nach einem Gemälde, ſtellt ihn im Kniebilde dar, den rechten Arm auf die aufgeſchlagene Partitur von „Gluck's" Iphigenia in Aulis geſtützt, welche auf einem teppichbehangenen Möbel liegt, ob Tiſch oder Klavier iſt zweifelhaft; zur Seite ſteht ein Armleuchter mit vier Kerzen, deſſen Original, nicht etwa aus getriebenem Silber, ſondern aus beſcheidenem Zinn gefertigt, ſich heute noch in der Requiſiten-Kammer des Theaters vorfinden dürfte; Guhr ſelbſt, in großer Toilette, mit den obenerwähnten Decorationen geſchmückt, und am Fuße das Facſimile ſeiner Namensunterſchrift, mit dem Schiller'ſchen Diſtichon:

---

*) Geſtorben in Venedig 1865.

„Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
„Sagt mir der Freund was ich bin, lehrt mich der Feind was ich ſoll.“

Dieſes Porträt iſt ein durchaus mißlungenes. Guhr's Antlitz, deſſen gefällige Formen ſich bis in ſeine letzten Lebensjahre erhielten, hat in dieſer unglücklichen Nachbildung — wie ſoll ich es nennen — etwas Froſchartiges; Arme, Beine, ſehen in ihrer Verzeichnung wie Wülſte aus; das Ganze macht den Eindruck eines ausgebalgten Mannequins, wie ſolche in Maler-Ateliers zu finden ſind.

Die andere Lithographie, Bruſtbild, etwa in halber natürlicher Größe, iſt ſchon um Vieles beſſer. Hier ſind die Geſichtszüge doch wenigſtens in ſo weit ähnlich, daß wer Guhr im Leben geſehen, ſich die äußere Erſcheinung des Geſchiedenen ins Gedächtniß zurückrufen kann. Zwar möchte Einiges am Koſtüm auszuſetzen ſein, namentlich an der faſt übertrieben hohen Halsbinde, die lebhaft an Neſtroy's Cravate monstre in ſeiner berühmten Charge des „Sansquartier“ in den „Sieben Mädchen in Uniform“ erinnert, gegen welche die „cravate microscopique“ unſerer heutigen Frankfurter „petits crevés“, zu Deutſch „Stutzer“, einen grellen Kontraſt bildet; allein man überſieht dies am Ende.

Meine perſönlichen Beziehungen zu Guhr waren übrigens von keiner beſonderen Intimität. Wir ſahen uns täglich im geſchäftlichen Verkehr, fanden uns öfters in größeren ge-

ſelligen Kreiſen mit den übrigen Collegen zuſammen. Namentlich war es mir zugefallen durch eine Reihe von Jahren die Feſtivitäten des 31. Octobers, ſeines Geburtstages, anzuordnen, die ſtets unter der heiterſten Laune, dem ſprudelnſten Humor begangen wurden.

Guhr war jederzeit freundlich und wohlwollend gegen mich, anerkannte meine Thätigkeit; allein beſonderer Begünſtigungen hatte ich mich von ſeiner Seite nicht zu erfreuen — und verlangte auch keine.

Daß mir auch die Schattenſeiten des bedeutenden Künſtlers nicht entgingen, — und wo viel Licht, iſt auch viel Schatten — mag, zum Schluß, die Erwähnung des nachfolgenden nicht unintereſſanten Vorfalls beweiſen, von welchem ich Augenzeuge war.

Es war um Oſtern 1842. Roſſini's „Stabat mater“ war erſchienen und machte begreiflicherweiſe großes Aufſehen. Guhr wollte es in ſeinem jährlichen Charfreitag-Konzert, „Concert spirituel“, wie er es bei dieſer Gelegenheit betitelte, nebſt noch ein paar anderen Kleinigkeiten, als: „der Tod Jeſu“ von Graun und die „ſieben Worte am Kreuze“ von Haydn, zur Aufführung bringen. Unglücklicherweiſe war aber die Partitur des neuen Werkes von Paris noch nicht eingetroffen. Guhr ſtudirte deshalb mit den Sängern einſtweilen aus dem Klavierauszuge. Eine Partitur damals aus Paris kommen laſſen, heißt in unſerer Zeit ſie aus Japan beziehen zu wollen. Sie traf nicht ein. Doch was kümmerte dies Guhr. Sein Ent-

schluß war schnell gefaßt. Er nahm den Klavierauszug, riß ihn in zwei Theile, gab den einen an Nicolaus Baldenecker, Musik- und Chordirector, mit den Worten: „Den instrumentirst Du, den andern Ich — Ende der Woche muß es fertig sein!“ — Und es ward fertig! Das Stabat mater von Rossini — Guhr und Baldenecker wurde an jenem Charfreitage sammt seiner oben erwähnten Begleitung aufgeführt!

Die Trauer über den herben Verlust, die Klagen über die beiden so schnell dahin gerafften Meister, traten jedoch bald in den Hintergrund und verhallten in den Stürmen jener aufgeregten Zeit. Nach den Ereignissen Anfangs März mehrte sich die Bewegung in den Straßen durch massenhafte Zuzüge von Fremden bei Gelegenheit der Eröffnung des Vorparlaments. Dazu kamen noch die allabendlichen Auf- und Umzüge der Arbeiter; die häufigen „Katzenmusiken“, womit mißliebige Persönlichkeiten, einheimische sowohl wie fremde, traktirt wurden; wie denn auch Fürst Metternich, der sich auf seiner Fluchtreise, um sich vor den Insulten der aufgeregten Menge zu schützen, in das Mappes'sche Haus auf der großen Bockenheimergasse, No. 30, gerettet hatte, dort ebenfalls seine Katzenmusik bekam, und zwar im großartigsten Styl!

Selbſt im Theater gab es mitunter Kravalle. So verlangte das Publicum bei Aufführung der „Stummen von Portici“ ſtürmiſch die „Marſeillaiſe“; ein paar Tage ſpäter, bei der des „Oberon“, als Gegendemonſtration: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ welchem Verlangen in beiden Fällen vom Orcheſter entſprochen werden mußte.

Nach Eröffnung des Parlaments, und nach Ankunft des Reichsverweſers nahm indeſſen der Beſuch des Theaters wieder zu; und nach den mit Waffengewalt niedergedrückten Straßen-Kravallen, den Barricaden des 18. September, und endlich nach der Schreckenskataſtrophe der Ermordung Lichnowsky's und Auerswald und in Folge der hierauf nach und nach eingetretenen Ruhe, erhoben ſich die Einnahmen wieder auf ihr gewohntes Niveau. — Gaſtſpiele von tüchtigen Künſtlern brachten Abwechslung in das Repertoir, und einige neue Engagements wurden vom Publicum mit großer Befriedigung aufgenommen, namentlich das von Fanny Janauſcheck, welche bereits am 4. Mai in Raupach's „Geſchwiſter“ zum Erſtenmale hier aufgetreten war, und das des Komikers Meinhold, welcher im Spätherbſt hier eintraf.

Auch die Parlamentsmitglieder beſuchten fleißig das Theater, und verlangten meiſtens nach Localſtücken. Jedenfalls mußten nun die Einnahmen hinreichend geweſen ſein, um, noch dazu mit Einſchluß der neu Engagirten, die ſich keinen Abzug an ihren Gehalten gefallen ließen, die Ausgaben zu decken, da die Direction für die Zahlung der auf 60 pCt.

reduzirten Gagen angeblich keine anderen Mittel hatte, als den Ertrag der Tages-Einnahmen, wobei sie das Versprechen gegeben, Alles in ihren Kräften stehende aufbieten zu wollen, um, dem eingegangenen Arrangement gemäß, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, was sie auch so weit pünktlich that.

Inzwischen hatte ein Kampf im eigenen Lager begonnen. Meck, der nun allein am Ruder stand, reichte bei Senat ein Gesuch ein, worin er das Anerbieten machte gegen Zahlung einer Summe von 30,000 fl. sämmtliche Theaterdecorationen der Stadt als Eigenthum zu überlassen.

Darob kam es zu einem heftigen Federscharmützel zwischen den Doctoren Jucho und Sattler, Redacteur des „Konversationsblattes" — Letzterer, als Freund Meck's, pro — Ersterer contra Bewilligung. Dr. Jucho wollte darin nichts Anderes als eine verdeckte Unterstützung der Theaterdirection erblicken, und in Dr. Sattler's Argumentation nur eine „oratio pro domo". Dr. Blum legte sich hierauf besänftigend zwischen die Streitenden, gab zu, daß mit dem Anschlag von 30,000 fl. möglicherweise eine Subvention der Theaterdirection beabsichtigt werde, und sprach den Wunsch aus, daß in solchem Falle die um 40 pCt. an ihrem Gehalte verkürzten Mitglieder auch einigermaßen berücksichtigt werden möchten. Ein humaner Wunsch, der aber leider nur ein frommer bleiben sollte!

Meck hatte während dieſer Unterhandlungen um ſeinem Geſuche Nachdruck zu geben von ſämmtlichen Mitgliedern des Theaters die Unterzeichnung eines „Vertrauensvotums“ verlangt, welches aber nur die Unterſchrift von 27 Perſonen erhielt, und das mit den Worten ſchloß:

„ſie hätten ſich überzeugt, daß Herr Meck das In-
„tereſſe ſämmtlicher Theatermitglieder auf das
„Rechtlichſte und Vollſtändigſte wahrgenommen
„habe.“

Die etwa 70 Mitglieder zählende Oppoſition, die Nicht-Unterzeichnenden, erklärten hierauf in einem Flugblatte die Schlußbehauptung des „lächerlichen“ Vertrauensvotums für eine „freche, dumme und keiner weiteren Widerlegung würdige Anmaßung“. Sie warfen den „Sonderbündlern“ den grellen Widerſpruch vor zwiſchen ihrem jetzigen Vertrauensvotum und der an den Senat im Mai l. J. übergebenen „gegen dieſelbe Direction gerichteten“ und von der Mehrzahl der Vertrauensmitglieder mit unterſchriebenen Beſchwerdeſchrift. Von Letzteren nahmen alsbald mehrere ihre Unterſchrift unter allerlei Vorwänden wieder zurück, und die Erbitterung ging am Ende ſo weit, daß ſelbſt Einzelne, als Anhänger Meck's bezeichnet und deshalb mißliebig, in anonymen Briefen mit Fenſtereinwerfen bedroht wurden!

Allein „wozu der Lärm?“ — Die „Geſchicke erfüllten ſich doch!“ — Meck bekam ſeine 30,000 fl., und wir bekamen nach wie vor unſere 40 pCt. abgezogen, wobei uns

manchmal die düstere — vielleicht nicht ganz ungerechtfertigte — Ahnung beschlich, daß das Abzug-Stadium sich noch über den Monat November, den verheißenen Schlußtermin, hinaus und selbst weiter prolongiren möchte.

Mühling hatte unterdessen seine Unterhandlungen mit Meck zum Abschluß gebracht, und war am 1. November in die Direction eingetreten.

Der Theaterzettel genannten Tages kündigte Folgendes an:

„Ouvertüre zu Euryanthe".

„Einige Worte, gesprochen von Mühling, bei dessen Eintritt in die Direction."

„Fidelio".

Die Worte waren zwar „inhaltschwer", aber er hätte vielleicht besser gethan, sie ungesprochen zu lassen. Mühling war zu kurze Zeit erst unter uns, um einsehen zu können, daß sie eben nicht auf den empfänglichsten Boden fallen würden. Man liebte hier zu jener Zeit dergleichen Captatio benevolentiae nicht besonders; jeder servile Beischmack widerte an. Frankfurt war eben damals noch von Frankfurtern bewohnt. —

Mühling brachte bald alle die Eigenschaften zur Anerkennung, welche ihn zu einem vorzüglichen Theaterdirector

ſtempelten. Im Verkehr mit ſeinen Schauſpielern zeigte er ſich ſtets als wohlwollenden, entgegenkommenden Mann, von gefälligen Formen, nie verletzend wenn er verweigern zu müſſen glaubte, immer verſöhnlich, vermittelnd, beſchwichtigend, — die Pille, wenn er ſie gab, zum wenigſten vergoldend; dabei von raſtloſer Thätigkeit, der Erſte und auch der Letzte im Büreau.

Was ihn aber vor ſo vielen ſeiner Standesgenoſſen auszeichnete, war ſeine Begeiſterung, ſeine Liebe für Kunſt und Künſtler. Man mußte ihn in der Kouliſſe ſtehen ſehen, wie er dem Spiel und Geſang mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit folgte, wie jedes Gelingen ſtille Anerkennung in ſeinen Zügen und das Mißlingen kein merkbares Zeichen des Tadels erkennen ließ. War er doch in ſeinen Jugendjahren ſelbſt ausübender Künſtler, Sänger und Schauſpieler geweſen; wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie „ſchwer" — nach Seydelmann's Motto — „alles Schöne iſt".

Dazu kam noch ſein unermüdliches Streben, dem Publicum Neues, Ungewöhnliches zu bieten. So hatte er die glückliche Idee den Verſuch zu machen den großen franzöſiſchen Tenor, Roger, der eine Kunſtreiſe durch Deutſchland beabſichtigte, für unſere Bühne zu gewinnen, indem er ihn zu ſeinem erſten Gaſtſpiel auf deutſchem Boden nach Frankfurt einlud, was ihm auch gelang. Zwei Jahre ſpäter glückte es ihm die der Kunſt wieder gewonnene Meiſterin des Sanges, „Henriette Sonntag", zu vermögen, nach ihren Siegen in London und Paris, zum Ort ihres erſten

Wiederbetretens der vaterländiſchen Bühne unſer Frankfurt zu wählen.

Daß nicht auch Schatten über dieſes freundliche Bild hingezogen wären, wer wollte es leugnen; auch Er hatte ſeine Schwächen und Mängel, ſo wie auch Er zu kämpfen hatte gegen böſen Willen, Schmähungen und Haß — „dem Erbtheil ſeines Stammes“ — nämlich des Stammes der Theaterdirectoren.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 neigte ſich zu Ende. Noch vor Schluß deſſelben wurde ein einactiges Stück von „Pütlitz“ ausgetheilt, betitelt: „Familienzwiſt und Friede“. Obgleich dies kleine Luſtſpiel ſtrenggenommen nicht in die Kategorie der Localſtücke gehört, ſo dürfte doch deſſen Erwähnung hier inſofern gerechtfertigt erſcheinen, als es den lebhaften Beifall mit dem es aufgenommen wurde zum großen Theil einem localen Impromptü zu verdanken hatte. Das Ganze war nicht viel mehr als eine ſcherzhafte Illuſtration der augenblicklichen Lage, eine leicht geſchürzte Intrike in den Rahmen eines kurzen Actes gefaßt, der Gelegenheit in Fülle bot die Stich- und Schlagwörter der Zeit, vom „kühnen Griff“ des Herrn „von Gagern“ herab, bis auf das mehr plebeiſche „Wann nortzt der Klobe hält“ in allen Variationen ſpielen zu laſſen; was denn auch

die Darſteller redlich thaten, und ſelbſt ſpäterhin den „Zucker noch überzuckerten“. Mir ward die Parthie des „Patzig, Revierförſter,“ zugetheilt.

Bei dem Einſtudiren der nicht unwirkſamen Rolle trat plötzlich vor mein Auge ein Bild „aus längſt verklungener Zeit“ — die Geſtalt eines alten Jägersmannes, den vor ein paar Decennien jeder Frankfurter pur sang kannte.

Lang, hager, mit ſonnverbranntem, ziegelrothem Geſicht, weißem Haar, ſah man täglich den einäugigen Nimrod in grüner Jacke, mit der Schildmütze nebſt kurzer Taubenfeder, Flinte und Jagdtaſche, in Begleitung ſeines treuen Caro's zum Thor hinaus wandern.

Was und wie viel er eigentlich auf ſeinen Waidgängen erlegte, drang zwar nicht zur Kenntniß des Publicums — jedenfalls aber erfuhr dadurch der Preis des Wildprets keine Herabſetzung. Genug, daß Jedermann den alten ehrlichen Kauz gerne ſah, und jedes Kind, das ihm auf der Straße begegnete, dem rüſtigen Jägersmann jauchzend entgegenſprang, um ihm das Händchen zu reichen. Bei dem Durchleſen der Rolle ſtieß ich auf den Namen „Bornheim“, als Bezeichnung eines nahe gelegenen Dorfes. Damit war nun freilich nicht unſer hierländiſches „Bornheim“ gemeint. Der Verfaſſer hatte überhaupt die Handlung ſeines Stückes weder an einen beſtimmten Ort, noch an eine gegebene Zeit gebunden.

Dies Wort „Bornheim“, in Verbindung mit dem Bild des alten Jägers, erweckte eine Ideenaſſociation in mir, wel-

cher der Gedanke entſprang, wenn auch nicht das Stück ſelbſt, ſo doch meine Rolle zu localiſiren. Der ehrliche Waidmann mußte natürlich Modell ſtehen, und das gleichſam photographiſch reduzirt erſcheinende Bild des längſt Heimgegangenen, erfreute ſich der beifälligſten Aufnahme ſeitens der zahlreichen Zuſchauer, unter welchen ſich noch einzelne Exemplare ehemaliger Komilitone des ehrlichen Alten befanden, die in jüngeren Jahren an ſeiner Seite durch Flur und Wald birſchend dem edlen Waidwerk obgelegen.

Der heitere Scherz, am 11. Januar 1849 zum Erſtenmale aufgeführt, gefiel allgemein und wurde häufig wiederholt; bis er endlich im Jahre 1852, nachdem „die Reaction drohend ihr Haupt erhoben", mit ſeinen übrigen Kameraden gleichen Schlags, als antiquirt, dem Staube der Vergeſſenheit anheimfiel.

Jubiläen ſind bei dem Theater grade nichts Seltenes, und auch uns hier wurde häufig Gelegenheit gegeben das Verdienſt mit der ihm gebührenden Krone zu ſchmücken.

Hatten wir im Jahr 1849, am 28. December, das 50jährige Künſtlerjubiläum Julius Weidner's feſtlich begangen, ſo brachte uns nun das Jahr 1850 eine neue Veranlaſſung dieſer Pflicht gerecht zu werden. Fünf und zwanzig Jahre waren verfloſſen ſeit dem Eintritte E. H. A. Hal-

lenstein's in den Künstlerverband der hiesigen Bühne. Die Direction ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne, langjährigem Gebrauche gemäß, dem Jubilar als Anerkennung seiner Verdienste eine Benefizvorstellung zu bewilligen.

Hallenstein rüstete somit zu dieser Vorstellung mit allem Eifer, um sie, des Tages würdig, so interessant als möglich zu machen. Sein „Glas Eppelwein" war ein beliebtes Stück, und hatte sich seitdem, und auch später, auf dem Repertoire erhalten. Es war deßhalb vorauszusehen, daß er nun, nachdem acht Jahre verflossen seit der durchgefallene „Peter aus der Fremde" in sein heimathliches Nürnberg zurückgekehrt war, mit frischer Kraft auf dem früher glücklich betretenen Kampfplatz erscheinen würde.

Bald hörte man denn auch, daß Hallenstein ein neues Opus unter der Feder habe; diesmal aber keine Parodie, sondern die Umarbeitung eines Stückes, das unter dem Titel: die Erholungsreise vor längerer Zeit schon von Angely aus dem Französischen übersetzt worden war. Die Hauptrolle dieser einactigen Posse, Konditor Adler aus Königsberg in Preußen, wurde in den baumwollenen Waarenhändler Hampelmann aus Frankfurt umgewandelt, und die Handlung aus der Stadt Thorn in die freien Städte Hamburg und Frankfurt verlegt. Dem einen Acte wurden noch zwei andere, der erste als Einleitungs-, der dritte als Schlußtableau angehängt, und das Ganze dann als „Hampelmanniade" in drei Acten bezeichnet.

Ich verhehle nicht, daß ich bei dem ersten Anblick des voluminösen Manuscripts einigermaßen erschrak. Es schien mir an einer Ueberfülle zu leiden, die mich besorgen ließ, daß es sich in dieser monstruösen Gestalt zur Darstellung kaum eigne. Allein es fand sich doch auch anderseits wieder viel Gelungenes darin, viele wirksame Zeitanspielungen und kernige Witze; namentlich hatte der zweite Act, der Schwerpunkt des Ganzen, mehrere hübsche komische Situationen aufzuweisen, welche bei guter Darstellung nicht verfehlen konnten den drastischsten Effect hervorzubringen.

Nach wiederholtem Durchlesen verfiel ich auf den Gedanken um das Stück bühnengerechter zu machen verschiedene Modificationen an demselben in Vorschlag zu bringen, und theilte meine Ideen deshalb dem Autor mit. Nach meiner Ansicht sollten eine Anzahl Rollen im ersten und dritten Act gänzlich wegfallen, der Dialog in diesen Acten namhaft gekürzt, das erste Auftreten Hampelmanns in anderer Weise motivirt, die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn am Schlusse des zweiten Actes, in den dritten verlegt werden u. s. w.

Hallenstein zeigte sich mit meinen Vorschlägen einverstanden, und war sofort bereit die erforderlichen Abänderungen zu machen.

So fand denn am 4. November 1850, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum E. H. A. Hallenstein's, die erste Vorstellung des achtzehnten Localstückes statt, unter dem Titel:

„Ein Abentheuer des Herrn Hampelmann“
oder:
„Der Ehemann wider Willen“.
Eine Hampelmanniade in 3 Bildern.

Das Haus war in allen Räumen gefüllt.

Mehül's treffliche Oper, „die beiden Blinden von Tóledo“, worin ich ebenfalls an diesem Abende die Hauptrolle gab, machte den Anfang. Das neue Localstück wurde mit wahrhaft stürmischem Beifalle aufgenommen.

Bei der am darauf folgenden Sonntag gegebenen zweiten Vorstellung wiederholte sich der gleiche Enthusiasmus, und einige Tage später hatte mein Kollege Meinhold die speculative Idee, die dritte zu seinem, eben fälligen Benefize zu geben, womit er denn auch ein brillantes „Geschäft“ machte.

Der glänzende Erfolg des Stückes schien Hallenstein zu erneuerter Thätigkeit anzuspornen. Schon im nächsten Jahre beschäftigte er sich abermals mit dem Plan zu einer neuen Hampelmanniade. Diesmal wählte er zum Ort der Handlung unser Frankfurt selbst und verlegte die Zeit auf den Pfingstdienstag, dem in den alten freireichsstädtischen Zeiten so famosen „Wällchesdag“. Hampelmann sollte nun seine Abentheuer nicht mehr in der Fremde, sondern auf eigenem Grund und Boden zu bestehen haben.

Die Vorstellung dieses, unseres neunzehnten Local-stückes fand am 17. März 1852, und zwar zu meinem eigenen Benefize statt.

Das in reichem typographischen Schmucke prangende Extra-Einladungs-Programm war von karnevalistischer Länge, und meldete wie folgt:

„Die beiden Füchse", Oper in 2 Acten.

Hierauf zum Erstenmale:

„Eckensteher Nante im Verhör".

Zum Schluß, zum Erstenmale:

„Herr Hampelmann im Wäldchen"

oder:

„Der Pfingst-Dienstag".

Eine Hampelmanniade in 4 Bildern.

„Do hott mer doch was for sei Geld" — konnte man hier füglich mit der lieblichen Tochter des alten Bürger-Capitains ausrufen!

Méhül's Meisterwerk fand leider diesmal nicht die glänzende Aufnahme, welche ihm Anfangs der 30ger Jahre mit der damaligen trefflichen Besetzung stets zu Theil wurde.

Nach der Oper gab Friedrich Devrient mit frischester Laune die drastische Scene des Eckenstehers Nante im Verhör, wofür ihm das Publicum reichlichen Beifall zollte.

Aber ein schlimmer Umstand war es nun, daß sich die Vorstellung durch die Ueberfülle des Stoffs in eine uner-

quickliche Länge zog. „Zu lang!“ iſt ein ominöſer Ruf, an dem ſchon gar Manches, oft Tüchtiges, geſcheitert iſt. Es entſteht in ſolchen Fällen eine Art Wechſelwirkung zwiſchen dem Publicum und den auf der Bühne Beſchäftigten; beide Theile werden nach und nach ungeduldig. Die Zuſchauer fangen an zu gähnen, oder verlaſſen den Saal, — auf dem Theater geht der Regiſſeur unruhig auf und ab, ſieht jeden Augenblick nach der Uhr; — bis auf den letzten Kouliſſenſchieber herab hat Jeder die Frage im Munde: „wann fängt es an? wie lange dauert's? wann werden wir fertig?“ Während dieſer allgemeinen Unruhe ſteht nun der Träger der Hauptrolle, auf deſſen Schultern die Verantwortlichkeit des Erfolgs laſtet, hinter der Kouliſſe, in manchmal fiebriſcher Aufregung des Anfangs harrend; kämpfend um die nöthige Faſſung zu behalten, um ſich nicht durch alle dieſe Fragen, die zunächſt an ihn gerichtet werden, da er ja die beſte Auskunft darüber geben kann, aus der Stimmung bringen zu laſſen, und die unentbehrliche Ruhe zu gewinnen, um der neuen Rolle gerecht zu werden. Ach! wie oft habe ich dieſe qualvollen Minuten durchleben müſſen!

Es mochte wohl 9 Uhr bereits vorüber geweſen ſein, als das ſeit beinahe drei Stunden erwartete neue Stück, welches doch zunächſt den größeren Theil des Auditoriums herbeigezogen, beginnen konnte. Die damals in Frankfurt noch übliche Theaterzeitlänge war ſchon überſchritten, und wir hatten nun noch vier Acte zu ſpielen, welche drei Zwiſchenpauſen erforderten, die durch ſceniſche Anordnung ebenfalls

mehr oder weniger Zeit in Anſpruch nahmen. „Zu lang — zu lang," ziſchelte es aus jeder Kouliſſe!

Dies alles zuſammen genommen mag zum großen Theil ſchuld geweſen ſein, daß unſer neueſtes Localſtück nicht die durchgreifende Wirkung hatte, die wir uns davon verſprachen. Trotz des glücklich gewählten Stoffes und Titels, trotz mancher gelungenen Scenen, ſtieg die Temperatur des Publicums nicht auf den ſonſt gewohnten Höhegrad. Die Direction ließ es nur zweimal noch über die Bretter gehen, und damit endigte ſein kurzes Daſein.

Das Geheimbuch eines Theaterdirectors ist, wie das eines jeden anderen Geschäftsmannes, ein Buch „mit sieben Siegeln“. Wer hätte in das unserer Direction blicken können? Und doch hätte dies zunächst geschehen müssen, um zu einer richtigen Beurtheilung zu gelangen, ob die Geschäfte der nun seit etwa vier Jahren bestehenden Association Meck und Mühling „lucrativ“, oder das Gegentheil gewesen waren.

An der angestrengtesten Thätigkeit mangelte es nicht, um das Repertoir so anziehend als möglich zu machen. Mühling namentlich ließ seine Schauspieler eben nicht „rostig“ werden. Auch hatte er eine besondere Vorliebe, die ihm noch von Hamburg her anhängen mochte, für lange Vorstellungen. Hauptsächlich an Sonntagen liebte er alle Segel aufzuhissen und schien die Massen durch Masse herbeiziehen zu wollen, was trotz dem Allen doch nicht immer seinen Erwartungen entsprechend gelang.

Dabei kamen denn öfters wunderliche Gruppirungen auf dem Theaterzettel zum Vorschein. Zur weißen Dame gesellte sich der Kurmärker und die Picarde; auf Martha folgten die 3 Acte von Hampelmanns Abentheuer, welche beinahe 1¾ Stunden in Anspruch nahmen und doch erst nach 9 Uhr anfangen konnten. Aber es ging manchmal selbst noch bunter her: den Schwestern von Prag folgte der Bürgercapitain! Wiener und Frankfurter Localkomik in „ähn Dippe geschmisse“!!

An interessanten Gastspielen ließ es die Direction auch nicht fehlen und zu keiner Zeit möchten vielleicht so viele Künstlergrößen des Inlandes sowohl, als des Auslandes, dem Publicum in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von vier Jahren, abwechselnd vorgeführt worden sein als in der damaligen.

Die folgende Uebersicht wird das Gesagte bestätigen: Von Sängerinnen gastirten: Henriette Sonntag, Falconi-Bochkolz, Ney, Fischer-Achten; von Sängern: Roger, 1849 und 1851, Tichatscheck, Stighelli, Reer, Pischek; von Schauspielern: Emil Devrient, 1851 und 1852, Grunert; von Komikern: Räder, Wallner, Scholz, Grois, 1850 und 1852; Levassor aus Paris; die französische Tragödin Rachel; der afrikanische Tragöde Ira Aldridge. Dann italienische Operngesellschaft, mit der Prima Donna Viola; französische Vaudeville-Gesellschaft; das berühmte, sogen. Wiener Kinderballet der Frau Weiß; das Darmstädter Ballet mit Emilie Grahn aus Schweden; die gefeierte Tänzerin Brüe aus Berlin. Ja selbst der kleine Baron von Klesheim las seine „Blüamle" vor, und der allerkleinste Admiral der Welt, Tom Pouce, manövrirte auf dem Deck unserer Bühne!

Bei solchen außergewöhnlichen Erscheinungen macht die Kassa natürlich horrende Einnahmen, da die Eintrittspreise alsdann meistens verdoppelt, öfters selbst verdreifacht werden; aber sie hat dagegen auch eben so horrende Ausgaben. Denselben großen Maßstab, welchen das Publicum an die Lei-

ſtungen dieſer außerordentlichen Künſtler zu legen pflegt, pflegen dieſe außerordentlichen Künſtler auch wiederum an die Bemeſſung ihrer Honoranforderungen zu legen; ſo daß der Nutzen, welcher bei derartigen Gaſtſpielen erzielt wird, oft nur ein imaginärer iſt, und durch die ſpäter um ſo ſchlechteren Einnahmen bei den gewöhnlichen Vorſtellungen, ſich nicht ſelten auf Null reduzirt.

Daß unſere beiden Directoren mit dem Stande der Dinge nicht beſonders zufrieden waren, und manchen ſorglichen Blick in die Zukunft warfen, konnte man, wenn auch nicht direct aus ihren Reden, ſo doch aus manchem Zufallswörtchen ſchließen, mancher krauſen Stirn anſehen und manchem halblauten Seufzer abmerken. Zwar hieß es, wie der Theaterklatſch ging, Meck habe „trotz dene ſchlechte Zeite was ordentliches zuſamme geſpart;“ über Mühling war es in dieſer Beziehung ſtill. Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo ſollte uns der in die Augen ſpringende Beweis geliefert werden, daß, wie ſich auch die Reſultate ihrer Geſchäftsführung geſtaltet haben mochten, die beiden Directoren auf eine fernere Ausbeutung ihres Unternehmens zum Wenigſten grade nicht erpicht waren.

Johann Hoffmann, früher Theaterdirector in „Riga“, ſpäter in „Prag“, wo er ſo eben die Direction niedergelegt hatte, traf hier ein. Er war der langjährige Freund ſeiner

früheren Collegen Meck und Mühling. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß er wegen Uebernahme unseres Theaters mit Beiden in Unterhandlung stünde. Anfänglich hieß es zwar, daß er sich an der Unternehmung nur betheiligen wolle, aber bald wurde es uns klar, daß er allein Herr war.

Am 1. November 1852 übernahm Johann Hoffmann die Direction des Frankfurter Stadttheaters auf eigene Rechnung; Meck verblieb noch für einige Zeit formell in der Direction und behielt seine Stellung als Schauspieler bei; Mühling erschien im Almanach unter dem Titel: „Artistischer Director und Ober-Regisseur des Schauspiels und der Oper."

So war denn schon nach vier Jahren unser Theater abermals in eine neue Phase getreten, und Jedermann sah mehr oder weniger besorgt dem Gebahren des neuen Directors mit Spannung entgegen.

Hoffmann war noch in den besten Jahren, von imponirendem Aeußern, früher Tenorist mit bedeutenden Stimmmitteln, als ächter Wiener immer elegant in der Erscheinung, sorgsam frisirt, stets gelbbehandschuht, mit Brillant-Nadeln und Ringen, goldenen Ketten und Berlocken reich geschmückt; dabei Lebemann und auch Andere gerne leben lassend, flott gegen seine Mitglieder wenn er gute Ge-

ſchäfte machte. Leider war aber der Boden, den er nun zum Erſtenmale betrat, ihm eben ſo fremd, als ihm alle übrigen Verhältniſſe neu und ungewohnt erſcheinen mußten. Die Anſchauungen des K. K. Oeſtreichiſchen Theater-Directors ſtanden im ſchroffen Gegenſatze zu unſeren Freiſtadt Frankfurtiſchen. Er konnte ſich eben ſo wenig mit uns, als wir uns mit ihm zurecht finden. Darin möchte wohl zunächſt die Grundurſache aller der Widerwärtigkeiten zu ſuchen ſein, welche den arg gepeinigten Mann während der kurzen Dauer ſeines hieſigen Aufenthaltes verfolgten. — Wie Andere in anderen Geſchäftszweigen, kam auch er mit der vorgefaßten Meinung her, daß in dem reichen Frankfurt das Gold nur ſo auf allen Gaſſen läge und man ſich nur zu bücken brauche, um es aufzuheben. Er träumte von einer exceptionellen Prosperität ſeines Theaters, das er mit ſeiner friſchen Kraft wieder auf eine dem früheren Glanz desſelben entſprechende Stufe heben wolle; allein die häufig magern Einnahmen, die ſich fortwährend mindernden Abonnements, ließen ihn bald alle derartigen Träume als illuſoriſche erkennen.

Schade daß Hoffmann um drei Luſtra zu früh hierher kommen mußte! Zu ſeiner Zeit gab es noch keine Gewerbefreiheit, keine Freizügigkeit, keine Quadratfußſpeculation und noch keine merkliche Zunahme der Bevölkerung. Das Intelligenzblatt hatte noch nicht, wie heute, ſeine langen Liſten von Zuzüglern aufzuweiſen, von neuen Mitbürgern, die allwöchentlich ihre in „heim“ und „bach“ mündenden

Wohnsitze verlassen, um in dem reichen Frankfurt neue Etablissements zu gründen, und welche dann gerne und häufig den in der Heimath ungekannten Genüssen im Tempel Thaliens, in welchen Schalen sie auch geboten werden, sich hinzugeben pflegen.

Gleich von Anfang an verstimmte es ihn, daß das Publicum seinen aus Prag mit hergeführten ersten Tenor nicht goutiren wollte, während er in der böhmischen Hauptstadt sehr beliebt war und auch bald darauf wieder dorthin zurückkehrte.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem interessanten Auftritt, dem ich, zufällig auf dem Directionszimmer anwesend, beiwohnte.

Hoffmann hatte nämlich vernommen, daß sich mehrere Mitglieder des Chorpersonals mißliebig über die Leistungen des gastirenden Tenors ausgesprochen und wollte ihnen deshalb eine scharfe Rüge geben. Das Chorpersonal erschien in großer Majorität auf dem Büreau des Directors, um sich zu vertheidigen. Es entspann sich hieraus eine trotz des Ernstes der Sache beinahe komische Scene. Der Wortführer der Beschuldigten, noch voll des parlamentarischen Geistes aus den 48er Jahren, hielt eine wohlgegliederte Rede, in welcher er die Anklage Punkt für Punkt zu entkräften suchte. Der Ausdruck stillen Beifalls, welcher in den Zügen seiner Kameraden lag, stachelte den Redner zu wachsender Kühnheit auf, wobei ihn sein gewaltiges Contrabaßorgan trefflichst unterstützte.

Hoffmann's, des Oestreichers, Antlitz entfärbte sich ob dieser ihm unerhört scheinenden oratorischen Dreistigkeit, — ihm, dem vormärzlichen K. K. Theater-Director gegenüber! In der heftigsten Aufregung und den wenigst gemessenen Ausdrücken, wies er die parlamentirenden Chorsänger zur Thüre hinaus!

Der Vorgang war in so fern nicht ohne Nachtheil für ihn, als nun der erbitterte Rhetor nebst seinen Collegen Hoffmann's Benehmen aller Orten durch die schärfste Hechel zogen und die Stimmung gegen ihn dadurch nur immer gehässiger machten.

Hoffmann hatte das seitherige Personal, das sehr tüchtige Kräfte zählte, im Ganzen beibehalten und sich bestrebt etwaige Lücken entsprechend auszufüllen. Auch sparte er nichts, um Werke von Bedeutung würdig in Scene zu setzen. Gleich im Anfange des Jahres 1853 ließ er den „Tannhäuser" zum Erstenmale aufführen und stattete diese Oper mit außergewöhnlichem Pomp und Glanze aus. Die Darstellung dieses schwierigen Werkes erfreute sich seiner besonderen Zufriedenheit; er gab dieselbe seinen Künstlern in freundlichster Weise zu erkennen, indem er jedem der Solosänger ein geschmackvolles Geschenk überreichte. Aber auch sein tüchtiges Chorpersonal sollte trotz den früheren Mißhelligkeiten nicht leer ausgehen. Er ließ bei einem Restaurant ein splendides

Souper bereiten, wozu Alle ohne Ausnahme eingeladen waren. Der Zufall wollte, daß ich Hoffmann auf der Straße begegnete, als er grade den Weg nach dem Reſtaurant einſchlug, um dem Abendeſſen zu präſidiren. Er war freundlich genug mich einzuladen ihm zu folgen, und ſo wurde mir das Vergnügen zu Theil dem luſtigen Gelage beizuwohnen und in die Vivats einzuſtimmen, welche dem Herrn Director, als „Dominus tractans," in perlendem Champagner ausgebracht wurden.

Auch auf die „Mise-en-scène" der neuen Oper eines dilettirenden Souverains verwendete er ein hübſches Sümmchen, das er freudig opferte, in der Hoffnung, daß ſeine ſtillen Wünſche nach der heißerſehnten „Knopflochzierde" Erhörung finden möchten, — worin er ſich denn auch nicht täuſchte.

Allein trotz allen Mühen blieb der klingende Erfolg weit hinter ſeinen Erwartungen zurück. Auch ſchien es beinahe als ob er bei Uebernahme der Direction nicht mit der nöthigen Geſchäftsumſicht verfahren; wie ihm denn z. B. ſeine Verbindlichkeiten der Penſions-Anſtalt gegenüber erſt in der Praxis zur klaren Erkenntniß kamen, wovon ich mich in meiner damaligen Stellung als Mitglied des Penſionsfonds-Ausſchuſſes zu überzeugen Gelegenheit hatte. Leider griff er alsdann, um ſich die allerdings drückende Laſt zu erleichtern, zu einem Mittel, welches die keimende Mißliebigkeit gegen ihn zu heftiger Oppoſition ſteigerte.

Er kam nämlich auf den Gedanken die Mitwirkung ſeiner engagirten Mitglieder bei Concerten und muſikaliſchen Auf-

führungen, nur gegen eine Abgabe zu gestatten, welche der Pensionskasse zufließen sollte; was somit einer indirecten Erleichterung seiner Verbindlichkeiten gegen dieselbe gleich kam. Er entwarf hierzu einen förmlichen Tarif. So sollte für die Mitwirkung des Orchesters bei Concerten eine Abgabe von fl. 50 entrichtet werden; für jeden Sänger fl. 25 u. s. w. Er setzte es allerdings durch, und schon nach einigen Wochen übersandte er mir, als Mitglied des Ausschusses, mit großer Befriedigung die Summe von fl. 100 für die Pensionskasse, als erste Frucht seines octroyirten Tarifs.

Welche Aufregung diese Neuerung in der hiesigen Musik-Welt hervorrief, kann man sich denken. Die Museumsgesellschaft, der Cäcilienverein und andere, welche damals, wo der prächtige Saalbau noch nicht stand, auch noch nicht in der Lage waren fremde Künstler gegen bedeutende Honorare zu ihren großen Aufführungen heranzuziehen und deshalb sich auf die einheimischen Kräfte beschränken mußten, wurden indignirt über eine solche „Gewaltmaßregel". Die Stimmung gegen Hoffmann fing an so feindselig zu werden, daß er es für gerathener hielt die ganze Sache wieder fallen zu lassen. Die Pensionskasse hatte keinen zweiten Eingang aus dieser Quelle ferner vorzumerken, — der unglückliche Neuerer dagegen eine Zahl von Gegnern mehr.

Sieben Jahre waren nun verfloſſen ſeit meinem unglücklichen „Duell in der Haaſengaſſe“, als ich gegen Ende des Jahres 1853 abermals Vorbereitung zu meinem Benefize zu treffen hatte.

Kurze Zeit vorher war mir ein Vaudeville in die Hände gekommen: „Quand on attend sa bourse“ betitelt, von „Marc-Michel und Laurencin“. Es ſchien mir nicht übel geeignet zu einer „Hampelmaniſirung“. Die Wunden des letzten „Duell's“ waren ſo ziemlich vernarbt, und ich hoffte ſelbſt die Scharte damit gänzlich auszuwetzen.

Die Uebertragung war diesmal keine ganz leichte. Das Original ſpielt in einer kleinen franzöſiſchen Provinzialſtadt, zu welcher man mittelſt Eiſenbahn gelangen kann, dann aber, wie es der Gang der Handlung erfordert, von da ab einen Landweg zu Wagen machen muß, um einen beſtimmten dritten Ort zu erreichen. Ich mußte daher auf der Karte unſeres lieben Deutſchlands nach einer analogen Dispoſition der Localitäten herumſtöbern, welche ich nach langem Suchen endlich auch fand. Die weitere Aufgabe war den ſcharf ausgeprägten Localton, die vielen Calembours und Bonmots mit Hampelmanniſchen Redeweiſen zu vertauſchen; eine „Bonne“, der deutſchen Localität angemeſſen, in einen „Garçon“ zu verwandeln, u. dgl. m., und ſchließlich, als Magnet für die Kaſſe, einen lockenden Titel auszuklügeln. — Die Arbeit ſchien mir eine ziemlich gelungene.

Dies zwanzigſte Localſtück wurde am 18. Januar 1854 zum Erſtenmale und zu meinem Benefize aufgeführt, unter der Benennung:

„Herr Hampelmann auf Freiersfüßen".
Luſtſpiel in einem Act.

Nach demſelben folgte die ebenfalls erſte Aufführung von:

„Ränke und Schwänke."
Lebensbild mit Geſang in 3 Acten
von Starke.

Letzteres wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die darin vorkommende Katzenmuſik, eine Reminiſcenz aus jüngſt vergangener Zeit, wo ſo Mancher damit traktirt wurde, — die durch „Hoppel-Poppel" zu kurirende Heiſerkeit des Gerichtsdieners, erregten „ungeheuere Heiterkeit", wozu der treffliche Humor des jugendlichen Fritz Devrient in der Rolle eines flotten Bruder Studio nicht wenig beitrug.

Dagegen hatte das Localſtück nicht ganz den erwarteten Erfolg. Es wurde zwar viel gelacht, — von Oppoſition war diesmal keine Rede; allein am Schluſſe verhielt ſich das Publicum ziemlich kühl, und nach der dritten Vorſtellung blieb das Stück vorläufig liegen.

Ein kundiger Freund meinte, daß der Dialog allzu gedehnt und daß namentlich der Schluß unbefriedigend ſei. Der Zuſchauer weiß allerdings, daß der „Freier" gefoppt iſt, allein er möchte doch auch die ſpätere Wirkung der Fopperei auf den Gefoppten mit Augen ſehen und ſich nicht blos zu denken haben. Ich war hier allerdings dem Originale treu geblieben, um ſo mehr als ähnliche Schlüſſe, wie der im

vorliegenden Stücke, in den meiſten neueren Vaudevilles vorkommen. — Fünf Jahre ſpäter hatte ich mich zu einem Gaſtſpiele vorzubereiten, als mir das kleine Stück wieder einfiel. Nur von drei Perſonen geſpielt, worunter meine Rolle allein unſere Mundart ſpricht, eignet es ſich vorzugsweiſe zur Gaſtdarſtellung. Ich nahm daher ſogleich die Umarbeitung vor, die zunächſt in einer Kürzung des Dialogs, hauptſächlich aber in einem neu anzufertigenden Schluſſe beſtand.

Die vorzüglichen Darſtellungen der amüſanten Kleinigkeit in Mannheim und Stuttgart, fanden großen Beifall. Seitdem hat es ſich auch auf unſerm Repertoire dauernd erhalten.

Als ich dies Vaudeville vor einigen Jahren zum Erſtenmale im Palais-Royal, ſeiner Geburtsſtätte, ſah, wünſchte ich, daß mein trefflicher franzöſiſcher College, der langnaſige Hyacinthe, welcher die Rolle „creirt“ hatte, ſich meiner neuen Schlußſcene hätte bedienen können, denn der Originalſchluß war auch in der Originalſprache eben ſo lahm wie der meiner früheren Bearbeitung.

Hatte nun auch Hoffmann „Feinde rings um“, ſo hatte er dagegen auch Gönner, und zwar Gönner, deren Einfluß, mit großer Energie gepaart, ſchwer in's Gewicht fielen. Wer ihm „den Gedanken in ſeine Seele blies“ zu thun, was er

jetzo that, weiß ich nicht zu ſagen; aber er that, was noch kein Director, keine Direction je vor ihm zu thun unternommen, da Jedermann von der Unmöglichkeit des Gelingens überzeugt war: er richtete ein Geſuch an den Senat um Bewilligung einer Subvention!

Die Motivirung ſeines Geſuchs konnte ihm nicht ſchwer fallen; ſie lag für Jeden auf der Hand, der die durchſchnittlich leeren Häuſer ſah, die trotz allen Anſtrengungen nicht dem Bedarf entſprechen konnten. Die Zahl der abonnirten Logen war auf etwa 20 herabgeſunken, die meiſtens ein verödetes Anſehen hatten, da die reichen Beſitzer es nicht ſelten vorzogen, die Kunſtleiſtungen mehr in der Nähe, auf der Bühne ſelbſt, in Augenſchein zu nehmen, allwo es denn während den Vorſtellungen häufig recht munter und vergnüglich zuzugehen pflegte. — Der zweite Rang war zwar gewöhnlich gut beſetzt, wenn auch nicht gerade von Abonnenten, ſo doch von Theaterangehörigen beiderlei Geſchlechts, verſtärkt von einem Damenflor aus den mit der Direction befreundeten Schriftſteller-Familien, deren Häupter das bequemer gelegene und ſelten unbequem gefüllte Parterre vorzogen, um von dort aus den Vorſtellungen ihre kritiſche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Hoffmann war in dieſer Beziehung nicht engherzig und ſchien darin die Maximen manches praktiſchen Privat-Directors zu befolgen, der lieber ſein Haus mit Freibilleten vollſtopft, als daß es im Publicum verlauten ſoll es ſei eine ſeiner Vorſtellungen vor leeren Bänken abgeſpielt worden. Hoffmann hätte es ſich nicht träumen laſ-

ſen, daß einſt in dem ihm ſo abholden Frankfurt die Zeiten kommen würden wo zu einer Sonntagsvorſtellung, ungeachtet daß Niemand wußte — auch der Theaterzettel nicht — welches Stück oder welche Oper hierzu in Ausſicht genommen, dennoch am Samſtag „das Haus ausverkauft war“, wie es im modernen Theatergeſchäftsſtyl lautet; daß die Nachfragen im Intelligenzblatt nach ganzen, halben und viertel Plätzen ſich dergeſtalt mehrten, daß am Ende ſelbſt ein Agio in verlockende Ausſicht geſtellt wurde.

Worüber Viele, als ſie von Hoffmann's Schritten vernahmen, den Kopf ſchüttelten, was die Meiſten für eine Unmöglichkeit hielten, daß er es erreiche, war unterdeſſen unſerm kühnen Director gelungen.

Im Januar 1854 verwilligte das Bürgerkolleg, im Februar darauf der Geſetzgebende Körper dem Theater eine Subvention von jährlich 16,000 fl., von welcher Summe jedoch 3000 fl. der Penſionskaſſe überwieſen werden mußten, dagegen fiel jede Verbindlichkeit gegen dieſelbe aus der Theaterkaſſe weg. Hierdurch wurde Hoffmann's materille Lage für den Augenblick allerdings erleichtert; allein es lag in dem Votum der Behörden doch immerhin keine Bürgſchaft für die Zukunft. Das Geſuch mußte jedes folgende Jahr wieder erneuert werden, und die Gegner, erbittert über die diesmalige Niederlage, waren alsdann aufs Neue aus dem Felde zu ſchlagen.

Unterdeſſen wurde die Oppoſition gegen Hoffmann immer heftiger und allgemeiner. Die politiſchen Stürme der letztvergangenen Jahre hatten ſich einigermaßen gelegt; der Verkehr, namentlich der Geldverkehr zeigte wieder die gewohnte Regſamkeit; die „Mobbel-“ *) Blüthen fingen ſchon an zu knospen, die im Jahre 1856 zu goldnen Früchten reiften, welche den, der ſie zu pflücken verſtand, über Nacht zum Kröſus machten. Dazu wollte der alte, räucherige Theaterſaal nicht mehr paſſen; man wollte Anderes haben, Großartigeres; die Miſère einer Privatunternehmung widerte an; man gedachte der früheren Zeiten der Selbſtverwaltung, man wollte wieder Actionaire, oder die Stadt ſollte zum wenigſten das Theater für eigene Rechnung übernehmen, ein der Neuzeit angemeſſenes prächtiges Opernhaus — worin das Ballet nicht fehlen dürfe — erbauen, und was dergleichen pia desideria mehr waren. —

Unter Hoffmann's zahlreichen Gegnern war die Preſſe einer der unbeugſamſten und ſtand ihm zum großen Theil feindlich entgegen. Einzelne Blätter fielen mit einer wahren Berſerkerwuth über ihn her, ſo daß Hoffmann im Jahre 1855 eine Erklärung veröffentlichte, worin er anzeigt: daß er den ihn am heftigſten angreifenden „Volksfreund“ zu gerichtlicher Verantwortung gezogen habe.

Allein was half alles Kämpfen und Ringen gegen eine Uebermacht, welcher ſelbſt ſeine einflußreichſten Gönner nicht

*) Crédit mobilier.

wehren konnten. Der arme gehetzte Mann mußte endlich unterliegen. Im Mai 1855 lehnte der Gesetzgebende Körper die Wiederbewilligung der Subvention ab, verwarf den Antrag auf Neu- oder Umbau des Theaters, gestattete jedoch eventuell den Ankauf des Hoffmann'schen Inventars zu annehmbarem Preis. Da nun Hoffmann die Behauptung ausgesprochen, daß ihm die Unternehmung ohne Subvention einen jährlichen Schaden von 15—20,000 fl. gebracht habe, so schien ihm freilich nur der Rückzug übrig zu bleiben.

Am 20. März erfolgte der Senatsbeschluß, vermöge dessen Hoffmann vom 1. Mai 1855 ab seines Contractes mit der Stadt entbunden wurde. —

Wenn man nach dem Allen die Frage aufwerfen wollte wodurch eigentlich Hoffmann diese maßlosen Verfolgungen verschuldet, da doch, was zu seinen Gunsten spricht, sein Personal vorzügliche Kräfte in allen Fächern zählte; da er es an Vorführung neuer und gediegener Werke in glänzender Ausstattung, an Herbeiziehung renommirter Künstler zu Gastspielen nicht fehlen ließ; da er überdies langjähriger und routinirter Fachmann war, — so dürfte die Beantwortung einigermaßen schwer fallen, wofern man nicht etwa die Ursachen in den oben gemachten Andeutungen finden wollte.

Der Senatsbeschluß vom 20. März — Manche wollten ihn mit einem Napoleon'schen Staatsstreich vergleichen —

welcher den Director ſeines Contractes entband, oder, wie es gemeinhin, obſchon irrigerweiſe lautete, „ihm die Conceſſion entzog", und das Theater vom 1. Mai ſchloß, hatte auf die verbrieften Rechte und Anſprüche der Mitglieder nicht die mindeſte Rückſicht genommen, ja ſie deren ganz beraubt. Allen ohne Ausnahme wurde ſofort gekündigt, und am 1. Mai ſollten wir ſammt und ſonders, um mich einer beliebten Berliner Redensart zu bedienen, an die Luft geſetzt werden!

Eine traurige Perſpective für eine Corporation von nahezu 150 Perſonen, worunter viele Familienväter, von denen nur Wenige befähigt waren durch ihr Talent ſich alsbald anderwärts eine Stellung zu ſichern; um ſo trauriger, als die Schließung in eine Jahreszeit fallen ſollte, wo Theatervorſtellungen, und folglich auch die dabei Mitwirkenden, am Eheſten zu entbehren ſind.

Plötzlich aber erwachte der „Esprit de Corps", der beim Theater zwar manchmal im Orcheſter- und Chor-, aber nur in den ſeltenſten Fällen beim darſtellenden Perſonal zum Durchbruch kömmt; die gemeinſame Gefahr hatte mit Einemmale in Allen den Eifer zu gemeinſamer Bekämpfung derſelben wach gerufen.

Im Laufe des Monats März fand eine Verſammlung ſämmtlicher Mitglieder des Theaters ſtatt. Einſtimmig wurde der Beſchluß gefaßt, ſich am 1. Mai nicht zu trennen. Eine Commiſſion, beſtehend aus den älteren Mitgliedern, wurde ſofort erwählt, um bei Senat die Erlaubniß zur proviſori-

schen Fortführung des Theaters zu erwirken, welche auch gewährt wurde, und zwar für die Monate Mai, Juni und Juli. Die Commission bestand aus nachfolgenden Mitgliedern: Caroline Lindner, Dettmer, Gollmick, Meck, Hallenstein, Kap. Schmidt und dem Verfasser.

Alle Kategorien waren vertreten.

Das Hülfscomité für die ſtädtiſche Theaterangelegenheit.

1855.

Viribus unitis.

Wie bei zahlloſen früheren Gelegenheiten bethätigte ſich auch hier wiederum die altberühmte und altbewährte Opferwilligkeit Frankfurts, wann und wo es gilt humane Zwecke zu fördern.

Als die Kunde von dieſen Vorgängen nach und nach ins Publicum drang, als man vernahm, daß die Exiſtenz des Theaters bedroht ſei, ja ſelbſt die Schließung deſſelben am 1. Mai im Bereich der Möglichkeit liege, und die ſchlimme Lage in welche dadurch das ſämmtliche Perſonal

versetzt werden mußte sich immer deutlicher herausstellte, da regte es sich in der ganzen Bürgerschaft, die weder das Theater ihrer reichen und blühenden Stadt schließen, noch die ihnen zum großen Theil lieb gewordenen Künstler nach allen vier Winden sich zerstreuen lassen wollte.

Alsbald vereinten sich neunzehn der geachtetsten Persönlichkeiten zu einem „Hülfscomité für die Theaterangelegenheit" und erließen einen Aufruf, worin sie ihre Mitbürger zur Uebernahme von Abonnements und zu Zeichnungen für freiwillige Beiträge zur Bildung eines Betriebsfonds aufforderten.

Aber auch wir selbst waren inzwischen nicht müßig geblieben, um die für Alle so hochwichtige Angelegenheit zu fördern.

Am 5. April fand in Gegenwart des Notars, Herrn Dr. F., abermals eine Versammlung aller Theatermitglieder statt, mit Ausnahme von Fanny Janauscheck, Auerbach und Devrient, in welcher wir uns verpflichteten während drei Monaten, vom 1. Mai ab, in unsern resp. Contractverhältnissen zu bleiben, auch ohne Sicherheit für unsere Gagen. Alle Gehalte von 600 fl. abwärts sollten unverkürzt bleiben, dagegen alle über diese Summen hinaus im Nothfalle einer Repartition unterworfen werden, um auf diese Weise für erstere eine Garantie zu schaffen.

Eines blieb noch zu erledigen. Hoffmann war durch Kauf von seinen Vorgängern Besitzer der „Garderobe" und stand im Augenblick mit den Behörden wegen Ueberlassung

derſelben an die Stadt in Unterhandlung. Dergleichen Unterhandlungen ziehen ſich bekanntermaßen häufig in die Länge und hätten deshalb bis über den Monat Mai hinaus und auch noch länger währen können. Eine Deputation aus unſerer Mitte verfügte ſich daher zu Hoffmann, um ſeine Genehmigung zur Benutzung dieſes unentbehrlichen Materials vom 1. Mai ab nachzuſuchen. Er gab ſie bereitwilligſt. Späterhin kaufte ihm die Stadt das Ganze ab. Der Preis, den die Freigebigkeit unſerer Behörden dafür bewilligte, dürfte Hoffmann für ſeine Verluſte reichliche Deckung gegeben haben.

So ſchied er denn von uns, als ein in ſeinen Erwartungen zwar getäuſchter, aber an ſeinem Eigenthum doch nicht geſchädigter Mann.

Das Hülfscomité hatte unterdeſſen die raſtloſeſte Thätigkeit entwickelt. Die Sitzungen, welche im „alten Bürgerverein" abgehalten wurden, folgten ſich raſch aufeinander. Die Mitglieder unſerer eigenen Commiſſion wurden zu verſchiedenenmalen dazu eingeladen. In einer der letzteren, am 27. April, theilte der Vorſitzende die hocherfreuliche Nachricht mit, daß eine neue Actiengeſellſchaft am Vorabende des Abſchluſſes ſei; daß der Senat einen Umbau des Theaters beſchloſſen, der mit dem 1. Auguſt, nach Ablauf

unſeres Proviſoriums, beginnen und am 1. November fertig daſtehen ſolle. Ferner verkündete er, daß die Zeichnungen für die Weiterführung des Theaters, der Betriebsfonds, die Ziffer von 11,000 fl. erreicht habe und ſomit unſer Unternehmen geſichert erſcheine.

Was aber den Schauſpieler, dem es Ernſt mit ſeinem Berufe iſt, noch in höherem Grade erfreuen mußte, war aus demſelben Munde die Darlegung der Grundſätze zu vernehmen, welche in Zukunft bei der Leitung des neuen Actientheaters maßgebend ſein ſollten. Der Vorſitzende betonte unter Anderem: daß in Zukunft mehr auf die „Qualität", als auf die „Quantität" der Leiſtungen geſehen werden ſolle; verwarf das tägliche Spielen, als der zum Studium und den Proben benöthigten Zeit allzuviel Abbruch thuend, und ſchloß mit den bemerkenswerthen Worten: „Unſere Schau„ſpieler ſollen ſich inskünftige bei uns als Künſtler „fühlen!"

Herrliche, vielverheißende Worte! Schade, daß ſie nur allzubald unter dem Regimente unfähiger und ſelbſtſüchtiger Fremdlinge zum leeren Schalle werden ſollten!

Das Interim.

1855.

— Wir wollen ſeyn ein einzig Volk von Brüdern —

Alſo betitelte Dr. W. Jordan ſeine geiſtvolle Prolog-Scene mit welcher die proviſoriſche Fortführung des Theaters eröffnet wurde und deshalb dieſe Benennung beibehielt.

Während der 40 Jahre, welche ich damals unſerem Theater bereits angehörte, erinnere ich mich keiner Epoche, wo ein ſo friſches, thätiges, wahrhaft künſtleriſches Zuſammenwirken ſtattgefunden hätte, als in dieſem, jedem dabei Betheiligten gewiß unvergeßlichen Zeitraume von drei Monaten, wo jeder Einzelne ſeine beſte Kraft einſetzte, um das Gelingen des Ganzen zu fördern.

Mit nicht genug anzuerkennender Aufopferung an Zeit und Mühe übernahm ein aus den Mitgliedern des Hülfscomités gebildeter Ausschuß die Oberaufsicht der Finanzen. Die artistische Leitung lag ausschließlich in den Händen von Fachleuten, indem die sieben obengenannten Mitglieder die Direction bildeten und aus sich selbst zur Führung der laufenden Geschäfte einen Ausschuß von drei Personen erwählten, nämlich: Kap. Schmidt, Dettmer und den Verfasser.

Eine Theaterdirection in den Händen eines Einzelnen, welcher früher selbst Schauspieler, vielleicht unser College war, ist deshalb noch nicht immer die wünschenswertheste. Wie die Erfahrung lehrt, kommt es häufig vor, daß gerade Derjenige, welcher als „engagirtes Mitglied" am Lautesten über das Gebahren der Direction Klagen geführt, sich aller der ihm angeblich widerfahrenen Unbilden dann gegen seine eigenen Mitglieder und manchmal noch in verstärkterem Maße schuldig macht. Im vorliegenden Falle hatte man in dieser Hinsicht um so weniger etwas zu besorgen, als unsere Stellung nur eine vorübergehende war. Kein Einzelwille, kein Eigensinn, keine Laune, keine Protectionssucht, kein egoistisches Gelüste konnten unter uns Andern zum Nachtheil ihren Einfluß geltend machen. „Einer für Alle", war die Losung! Ein gemeinsames Ziel war mit vereinten Kräften zu erstreben, nämlich: den übernommenen Verbindlichkeiten gerecht zu werden und die Existenz Aller während der Dauer des Interims sicher zu stellen.

Am 5. Mai eröffneten wir die Vorstellungen mit der obengenannten Prologscene, vorgetragen von Fanny Janauſcheck, den Herren Blattner, Diehl, Vollmer, Werkenthin und dem Verfaſſer.

Die Dichtung wurde mit dem allgemeinſten Beifalle von dem übervollen Hauſe aufgenommen, worauf die Aufführung des „Freiſchütz“ folgte.

Unſere Lage war von Anfang an eine ſchwierige. Mehrere der erſten Fächer waren unbeſetzt. Die Sängerin Jenny Hoffmann, der Tenor Auerbach, der Bariton Hardmuth, der Schauſpieler Fritz Devrient hatten uns verlaſſen und unſere Prima Donna Anſchütz-Capitain ſich nur bis zum Monat Juni verpflichtet. Wir konnten deshalb, mit Ausnahme des Eröffnungsabends, nicht früher als am 17. Mai eine größere Oper zur Aufführung bringen. Sie fand unter der Mitwirkung des gefeierten Tenor Roger ſtatt, welcher den „George“ in der „weißen Dame“ ſang. — Durch wiederholtes Heranziehen von Gäſten von Renommée wurden indeſſen die Lücken bald ausgefüllt.

Vor Allem aber war es der Thätigkeit, der Hingebung, dem aufopferndſten Fleiße unſerer eigenen Collegen zu verdanken, daß wir in der ungünſtigſten Theaterzeit Reſultate erzielten, wie ſie vorher nur in den ſeltenſten Fällen ſich ergeben haben mochten.

Als erwähnenswerth mag hierbei noch hervorgehoben werden, daß das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen den Collegen während dieſes ganzen Zeitraums ein eben ſo ungetrübtes, als wahrhaft künſtleriſch-collegialiſches blieb; nur in zwei vereinzelten Fällen wurden wir von der unvermeidlichen Plage heimgeſucht, deren Laſt jede Direction mehr oder weniger zu tragen hat, — nämlich die anmaßlicher Rollenſucht.

Wenn man ein unbedeutendes Wortgeplänkel einen Streit nennen wollte, ſo hätte ſich beinahe zu guter Letzt noch ein ſolcher erhoben und zwar über einen Gegenſtand, an den am 1. Mai warlich keine Seele gedacht haben mochte. Durch die anhaltende Theilnahme des Publicums hatten wir uns nämlich in Stand geſetzt geſehen, nicht nur allen unſeren Verbindlichkeiten in vollſtem Maße zu genügen, ſondern ſogar, was ſich Niemand hätte träumen laſſen, unſern Collegen einen Ueberſchuß, einen Gewinn! zur Verfügung ſtellen zu können. Es handelte ſich nunmehr darum in welcher Weiſe dieſer Gewinn vertheilt werden, oder was ſonſt damit geſchehen ſolle. Die Garantieleiſtenden, folglich allein ſtimmberechtigten Mitglieder, hatten ſich zu dem Zweck am 27. Juli verſammelt, um über den, nach Berichtigung aller Ausgaben, voller Zahlung aller Gehalte und Spielgelder noch verbleibenden Baar-Reſt von etwa 8—900 fl. zu verfügen.

Im Hinblick auf die überaus günstige Wendung, welche die Anfangs so bedrohliche Lage genommen, jetzt da Alle die bleiben wollten, ohne Ausnahme von der im Laufe des Monats Juni zu Stande gekommenen neuen Actiengesellschaft, vom 1. November l. J. ab, unter den früheren Bedingungen wieder engagirt waren, und besonders im Hinblick auf die Großmuth des Senats unserer freien Stadt, welcher während der dreimonatlichen Bau- und Reparaturzeit, wo das Theater geschlossen blieb, unsere seitherigen Gagenbezüge unverkürzt auszuzahlen angeordnet und uns obendrein freie Verfügung über unsere Zeit gewährt hatte — ein Fall der in den Annalen des deutschen Theaters wohl noch nicht da gewesen — hatte ich mir erlaubt den folgenden Vorschlag zu machen.

Man solle, war meine Meinung, den Baar-Rest unvertheilt lassen, da, mit Rücksicht auf die ansehnliche Zahl der Participanten, wozu sämmtliche Theatermitglieder gehörten, die einzelne Rate nur einen Minimalbetrag liefern könne. Dagegen solle man die Totalsumme zur Feier eines großartigen Künstlerfestes in unserm herrlichen, eben in frischestem Grün prangenden „Wäldchen" verwenden; dazu unsere großmüthigen Behörden, unsere neuen Actionaire, alle Gönner und Freunde unseres Theaters, überhaupt die ganze „löbliche Bürgerschaft" einladen, und dort mit Aufgebot aller unserer reichen künstlerischen Mittel ein eben so erheiterndes, als erhebendes Fest begehen, als Ausdruck unseres Dankes und unserer Anerkennung!

Mein Vorſchlag wurde mit Schweigen aufgenommen, das nach einigen Minuten eine unſerer geehrten Collegimnen unterbrach, indem ſie, mit einem leichten Anflug halb ſchnippiſchen, halb ſpöttiſchen Lächelns, die Worte hinwarf: „Ein Schlafrock wär' mir lieber.“ —

Die Repartition des Gewinnes fand am 3. Auguſt ſtatt, und betrug auf meinen Antheil etwa 11—12 fl.

Mit der Vorſtellung von „Nathan der Weiſe“ ſchloſſen wir am 31. Juli 1855 das glücklich zu Ende geführte Interim. Unſere Verwaltung hatte ſich in allen Schichten des Publicums theilnehmender Anerkennung zu erfreuen. Eine unſerer einflußreichſten Perſönlichkeiten verſicherte mich, bei zufälliger Begegnung auf der Straße, daß man mit der Art und Weiſe, wie ſich unſere Direction ihrer Aufgabe erledigt, im hohen Grade zufrieden geweſen ſei und daß über die Tüchtigkeit unſerer Führung im ganzen Publicum nur eine Stimme herrſche. „Allein,“ ſetzte der einflußreiche Mann hinzu, „Directoren werdet ihr trotz dem Allen doch nicht — darauf macht euch keine Hoffnung — es muß Alles neu werden.“

Sonderbare Aeußerung. Ich meinerſeits hatte nie eine Sylbe fallen laſſen, die eine Vermuthung hätte erwecken können, daß ich nach einer Stellung geize zu welcher ich von jeher weder Neigung noch Beruf fühlte. Ob einer meiner Mitdirectoren darnach ſtrebte, war mir zwar

unbekannt, doch würde ich es nicht für unwahrſcheinlich gehalten haben. Noch ſonderbarer aber war die Schlußfolgerung, die in dem uns zugedachten Complimente lag. Weil man alſo in hohem Grade mit unſerer Direction zufrieden, weil im ganzen Publicum nur eine Stimme über die Tüchtigkeit unſerer Führung herrſchte, deshalb ſollten wir uns bei Leibe keine Hoffnung machen auch in der Zukunft zu Directoren gewählt zu werden — deshalb ſollte lieber zu dem Neuen, dem Unbekannten, dem Ungeprüften gegriffen werden!

Den Mann, der allen Bedingungen, welche der damalige Augenblick erheiſchte, gerecht hätte werden können und deſſen Anſprüche ſich auf das beſcheidenſte Maß reduzirt haben würden, ließ man zum Thor hinauswandern.

Am 31. Juli reiſte Mühling von Frankfurt ab. —

Ob übrigens die Directionsform während des Interims auch unter der neuen Theater-Actiengeſellſchaft auf die Dauer ſich bewährt haben würde, ob ſie in dem gleichen, nur für das Intereſſe der ihr anvertrauten Kunſtanſtalt thätigen Sinne fortzuführen geweſen wäre, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Daß die Beibehaltung dieſer Form, wenn auch in beſchränkterer Ausdehnung, dem neuen Actienverband namhafte Summen erſpart, die vielen Fehlgriffe in künſtleriſcher Beziehung vermieden haben würde, — das iſt keine Frage; ob aber das bisherige harmoniſche Zuſammenwirken aller Kräfte unter dieſer Form ſpäter nicht durch Verfolgung egoiſtiſcher Zwecke geſtört worden wäre, — das iſt allerdings eine Frage!

Ferienzeit.

1855.

— Das waren mir selige Tage —

Mit Anfang August's zerstreuten sich die Kunstjünger nach allen vier Weltgegenden; wenigstens blieben nur die zu Hause, welche ihre Verhältnisse an die Scholle band. Ich meinerseits beschränkte mich auf kurze Ausflüge in die Umgegend und ergötzte mich dann wieder zu Hause an dem bunten Wechsel von Schaustellungen aller Art, die, während das Theater geschlossen blieb, unserem Publicum zur Unterhaltung und zum Ersatz geboten wurden. Im „Wolfseck" hatte sich ein Vaudeville-Theater eingenistet; eine Truppe spanischer Tänzer producirte dorten die üppigen Fandangos und Cachuchas

ihres südlichen Heimathlandes. Der beliebte Chansonnier, der französische Komiker Levassor, veranstaltete mehrere Soiréen im Saale der „Harmonie". Der excentrische englische Baronet, Sir William Don, gab in demselben Locale dramatische Abendunterhaltungen, worin er nebst einigen Lustspielscenen seine Lebensgeschichte, verbrämt mit der Aufzählung aller tollen Schwänke, die er in- und außerhalb Deutschlands getrieben, zum Besten gab. Der gigantische, in vollster Frische und Kraft stehende adelige Dilettant ahnte damals nicht, daß die Odyssee seines abentheuervollen Lebens nach wenigen Jahren schon in dem fernen Australien zum frühen Abschluß gelangen sollte. — A. Schwarz recitirte im engen und niedrigen Saal eines hiesigen Gasthauses und bei tropischer Hitze, dramatische Scenen und trug Gedichte vor. Kurz, es war Stoff im Ueberfluß vorhanden, um die lange Theaterpause auszufüllen.

Nach und nach trat indessen diejenige Angelegenheit, welche wohl das Interesse der Mehrzahl meiner Collegen am Meisten in Anspruch nehmen mochte, in den Vorgrund; nämlich die Frage: wer unter den Bewerbern um die Stelle, unter welchen sich auch unser früherer College Jacob Lußberger, damals K. K. Hofschauspieler, seitdem verstorben, befand, zum Intendanten unseres Theaters erwählt werden möchte? Denn einen Intendanten wollte man nun einmal haben — à tout prix!

Der Mann, der vom 1. November 1855 ab die Geschicke der Frankfurter Bühne zu leiten ausersehen war, wurde

mir bald darauf bezeichnet. Ich kannte denselben bisher nur dem Namen nach; bald aber sollte ich ganz unvermuthet seine persönliche Bekanntschaft machen. *)

Kurz vor dem Schlusse des Interims hatte mich der Präsident der neuen „Theater-Actiengesellschaft" beauftragt mit dem bisher nur vorübergehend angestellten Schauspiel-souffleur wegen eines definitiven Engagements in schriftliche Unterhandlung zu treten. Ich hatte die Sache erledigt, das Engagement war abgeschlossen, und ich verfügte mich zur Berichterstattung in die Wohnung des Präsidenten.

Bei meinem Eintritt fand ich einen Herrn von imponirender Erscheinung, welchem mich der Präsident vorstellte, indem er mir zu gleicher Zeit denselben als den neuen Intendanten bezeichnete.

Der Präsident durchlas die übergebenen Schriftstücke, während ich nach einigen Höflichkeitsworten dem neuen In-

---

*) Der oben erwähnte Herr A. Schwarz, Schauspieler und früherer Theaterdirector, befragte mich, als er mich eines Vormittags besuchte, ob ich bereits gehört habe, wer zum Intendanten des Theaters designirt sei? Als ich es verneinte, nannte er mir Dr. R. Benedix, mit der Bemerkung: daß wenn die Wahl dieses Herrn, seines genauen Freundes, sich bestätigen sollte, er mir die feste Versicherung geben könne, daß er in allernächster Zeit schon das Vergnügen haben werde, sich mir als mein College vorzustellen. — Und es geschah so. —

tendanten den Gegenstand meines Geschäfts mittheilte, indem ich dabei die Bemerkung machte, daß der neu Engagirte sich als ein guter Souffleur bewährt habe, mit welchem das sämmtliche Personal seither zufrieden gewesen sei.

Es wollte mir fast scheinen, als ob der neue Intendant in meinem Verhalten ein ungebührliches Eingreifen in seine Befugnisse zu erblicken glaubte, indem er mit einer leichten Gereiztheit im Tone erwiederte: daß er die allzuguten Souffleure nicht möge, die schlechten zöge er vor: seine Schauspieler müßten ihre Rollen lernen.

Ich verbeugte mich.

Der Präsident, dem das kleine Intermezzo nicht entgangen sein mochte, intervenirte freundlichst, indem er dem neuen Intendanten bemerkte, daß ich in seinem, des Präsidenten, Auftrag gehandelt und denselben nach Vorschrift vollzogen.

Ich empfahl mich schweigend, etwas überrascht von dem eben Vernommenen.

Ich hielt, und halte im Gegentheil einen guten Souffleur für einen wesentlichen Factor zum Gelingen einer abgerundeten Vorstellung. Zu einem guten Souffleur, wie ich ihn mir denke, sind gar mancherlei Eigenschaften erforderlich. Vor Allem ein gewisser Bildungsgrad, dann Beweglichkeit des Organs, rascher Ueberblick, Vertrautsein mit den Gedächtnißschwächen jedes einzelnen Schauspielers, um nur dann einzuhelfen, wenn sich eine solche zeigt. Im Nicht-Souffliren besteht die Kunst eines guten Souffleurs, d. h. im Unter-

lassen alles unnöthigen Soufflirens, im Herausfühlen der augenblicklichen Stimmung des Schauspielers, ob er „bei Humor“ ist, oder an Zerstreutheit leidet; im ersteren Falle mag er ihn sich selbst überlassen und sich hüten ihn durch täppisches Einblasen zu irritiren; im letzteren soll er Wort für Wort der fehlerhaften Satzconstruction des unsichern Schauspielers folgen, die Nachsätze im Text darnach modifiziren, damit nicht ein Substantiv anstatt eines Zeitworts, oder umgekehrt, dem verlegenen „Schwimmer“ zugeblasen, ihn vollends aus der Fassung bringe. Leider gehen die meisten Souffleure, namentlich die der kleineren Bühnen, von dem Standpunkte aus, daß der Schauspieler überhaupt von seiner Rolle nichts weiß, und soufflíren dann aus Leibeskräften drauf los, ohne eine Sylbe weg zu lassen. Freilich sind diese geplagten Leute häufig genug zu solchen Forcetouren an Theatern gezwungen, wo die Schauspieler die größten Rollen von heut' auf morgen übernehmen müssen. Diese Schauspieler erlangen alsdann eine besondere Gewandtheit „auf den Souffleur zu spielen“, und der Souffleur kann sich dann des Zuviel-Soufflirens nicht mehr entwöhnen. Allein derjenige Schauspieler, welcher vollständig Herr seiner Worte und darstellend zugleich auch schaffend ist, wird durch das geistlose, mechanische Herplappern eines solchen Souffleurs, der gewöhnlich nur wenig Verständniß vom Stücke selbst und noch weit weniger von der geistigen Arbeit des Künstlers hat, aus allem Humor und um alle Effekte gebracht.

Gute Souffleure in dieſem Sinne habe ich gekannt — nur war freilich ihr Gehalt nicht nach Frankfurter Maßſtab bemeſſen.

Der Herbſt nahte heran und mit ihm auch die Vollendung der Theaterbauten.

Mühldörfer, der berühmte Maſchiniſt des Mannheimer Hoftheaters, hatte die Einrichtung der Bühne übernommen und für ſchweres Geld eine zum größten Theil höchſt überflüſſige Maſchinerie angefertigt. Dem Podium unſerer kleinen Bühne hatte er den früheren Fall von 18 Zoll benommen und es „in's Blei gelegt", wodurch alle Verſetzſtücke von nun an rechtwinkelig gearbeitet werden konnten. Dies gereicht allerdings den Theaterarbeitern zu großer Bequemlichkeit, beſonders an ſolchen Theatern wo die Maſchinerie die Hauptrolle ſpielt und Sänger und Darſteller erſt in zweiter Linie kommen. Dagegen macht es auf die Figur der Spielenden eine in hohem Grade unvortheilhafte Wirkung, indem es ſie, beſonders bei dem Auftreten aus dem Hintergrund, bedeutend verkleinert. Ob die Einſchiebung einer Kouliſſe mehr, welche die Verengerung des Zwiſchenraums aller übrigen zur Folge hatte, unumgänglich nöthig war, kann ich nicht entſcheiden; jedenfalls bleibt es ein läſtiger Mißſtand, beſonders bei dem Auftreten zweier Perſonen, z. B. eines Kavaliers und einer Dame, welche dann nicht in Front, ſondern hintereinander eintreten können.

Man mag sich überhaupt damals seltsame Vorstellungen von der Haltbarkeit unseres guten alten Theaters in baulicher Hinsicht gemacht haben (oder haben machen lassen), indem mich eine hochgestellte und maßgebende Persönlichkeit alles Ernstes befragte, leider erst als der Umbau schon in vollem Gange war, ob wir Schauspieler in der That bei jedesmaligem Auftreten so große Befürchtungen gehabt hätten wegen eines möglichen Einsturzes des Schnürbodens! Worauf ich der Wahrheit gemäß die Versicherung gab, daß kein Einziger von uns jemals auch nur im Entferntesten an eine solche Calamität gedacht hätte!

Wie viel Geld möchte vielleicht erspart worden sein, wenn man sich hätte herablassen wollen auch einmal die Ansicht erfahrener Schauspieler, die seit langen Jahren jeden Winkel des alten Hauses kannten, über alle diese Projekte zu hören. Möchte dieser Wink, den ich, gestützt auf vielfache Erfahrungen inner- und außerhalb Deutschlands, keinen Anstand nehme hier zu geben, — obschon ich im Voraus überzeugt bin, daß alsdann Niemand darauf achten wird, — bei einem einstigen Theater-Neubau einige Berücksichtigung finden. —

Die Herstellung des Saales und dessen wahrhaft künstlerische Ausschmückung war dagegen in jeder Beziehung gelungen. Ich kenne wenige Theater aus jener Zeit, deren Inneres einen so freundlichen Eindruck macht, als das unsrige, den zu erhöhen, nächst einer vollständigen Ausbesserung, nur noch ein reicher Krystall-Lüstre im heutigen Geschmacke fehlt. Auffallend ist es, daß bei uns zu Lande Niemand daran

denkt den Theatersaal von Zeit zu Zeit auffrischen zu lassen. In London werden zu jeder „Saison“ die Theater neu in Stand gesetzt, und bei uns läßt der einfachste Bürger seine Stubendecke wenigstens alle 2—3 Jahre einmal weißen. Nur unsern Theatersaal, worin jährlich Tausende von Zuschauern ein- und ausgehen und allabendlich hunderte von Gasbrennern ausdünsten, läßt man Decennien lang stehen, ohne daß man es für nöthig hielte der Hand des Malers, Vergolders oder Tapezierers darin irgend eine nennenswerthe Beschäftigung zu geben.

Unterdessen hatte der neue Intendant seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Zum Ober-Regisseur ernannte er seinen oben erwähnten Freund, der sich inzwischen in dem gefälligen Gießen den Doctorhut geholt hatte, und übertrug ihm zugleich das Fach der ersten Charakterrollen. Von allen Seiten trafen die neuen Collegen hier ein, achtzehn an der Zahl, von welchen heute nur noch zwei der hiesigen Bühne angehören.

Der Umbau des Theaters war zur festgesetzten Zeit vollendet. Man wollte indessen die wenigen Tage bis zum Beginn der regelmäßigen Vorstellungen nicht ungenützt verstreichen lassen, und veranstaltete deshalb drei Concerte, am 11. und 18. October und 2. November, im großen Saale

des damaligen „Weidenbuſches“, jetzt „Union“ mit verkleinertem Saale, in welchem die neuengagirten Opernmitglieder dem Publicum vorgeführt wurden.

Am 30. October, Abends 6 Uhr, wurde der Theaterſaal zum würdigen Empfange des Senats brillant erleuchtet, welcher die nun in allen Theilen vollendete Ausſchmückung desſelben in Augenſchein nahm, und wie alle übrigen Anweſenden dem gelungenen Werke die größte Anerkennung zollte. Am 3. November fand alsdann eine Verſammlung der Actionaire, ebenfalls im Saale des „Weidenbuſches“, ſtatt, worin der neue Intendant denſelben vorgeſtellt wurde, welcher hierauf eine Anſprache hielt, deren Inhalt zu allgemeiner Befriedigung gereichte. Nach Schluß der Verſammlung verfügte ſich ſpäter eine große Anzahl der Actionaire in das neu hergeſtellte Gebäude, welches zu ihrem Empfange abermals in allen Theilen brillant beleuchtet war.

Die Frankfurter Theateractien-Gesellschaft.

1855.

Was sie erzählen aller Orten,
Das sag ich mit ungescheuten Worten.

Mit dem 1. November 1855 trat die neue Unternehmung in Activität. Die Vorstellungen begannen inzwischen erst am 5. g. M. mit der Aufführung von Goethe's „Iphigenia" und einem Prolog von Hessemer.

Die erste Opernvorstellung, eine wenig befriedigende Aufführung von „Johann von Paris", konnte nicht früher als am 12. g. M. stattfinden, weil das Opernpersonal noch nicht complett und namentlich das Fach des Heldentenors

noch unbesetzt war. Der neue Intendant erließ deßfalls eine öffentliche Erklärung, worin er um Nachsicht wegen dieser Lücke bat, welche endlich später durch den nunmehr verstorbenen Tenor Eppich ausgefüllt wurde.

Die Organisation der Actiengesellschaft des Jahres 1855, welche heute noch das Theater verwaltet und voraussichtlich es auch noch auf längere Zeit verwalten wird, unterscheidet sich von der früheren Theater-Actionair-Gesellschaft wesentlich dadurch, daß die erstere solidarisch verbunden war, während die jetzige Gesellschaft, um mich des anglomerkantilischen Ausdrucks zu bedienen, nur „limited" ist.

Eine weitere Abweichung besteht darin, daß, laut § 8 des Gesellschafts-Statuts, dem engeren Ausschusse die Ueberwachung der gesammten artistischen und ökonomischen Geschäftsleitung, die oberste Entscheidung in allen Fällen und das Recht des Veto zusteht. Er kann demnach machen was er will.

Eine der ersten Maßnahmen der neuen Verwaltung war die Abschaffung sämmtlicher Benefizvorstellungen. Die bisher dazu Berechtigten erhielten eine angemessene Entschädigung in Form einer Gehaltszulage.

Wie jedes Ding in der Welt, so haben auch die Benefizvorstellungen ihre zwei Seiten. Manchem war die Abschaf-

fung derſelben willkommen, mich ſelbſt mit inbegriffen. War man doch nun aller der ſo oft ſchon erwähnten Mühen und Plackereien überhoben, während das pecuniaire Reſultat das gleiche blieb, ja obendrein ein noch geſicherteres war.

Das Publicum macht ſich, wie ich in meiner langen Praxis öfters wahrzunehmen Gelegenheit hatte, häufig gar irrige Vorſtellungen von der Summe, die dem Benefizianten als Ertrag eines Benefizes zufließt. Es wiſſen natürlich nur einzelne Wenige, die ſich ſpeciell um Theaterverhältniſſe kümmern, daß blos ein Theil der Einnahmen dem Schauſpieler verbleibt. Die Privatdirectoren nahmen ſeit 1842 anſtatt des bis dahin üblichen Drittheils der Brutto-Einnahme, die Hälfte, alſo 50 pCt. vorweg; die Penſionsanſtalt 5 pCt. Weitere 5 pCt. verſchlangen die unvermeidlichen Douceurs für die Gratulanten, der Druck der Extra-Zettel, Annoncen, die Freibillette u. ſ. w.; ſo daß ſchließlich dem beglückwünſchten Benefizianten etwa 40 pCt. übrig blieben. Die Einnahme belief ſich, bei ganz vollem Hauſe, etwa auf 900—1000 fl. Man kann ſich deshalb leicht die Größe des Schatzes zuſammenrechnen, welchen, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, der vielbeneidete Benefiziant zu heben vermochte!

Auf der anderen Seite haben Benefizvorſtellungen wieder Das für ſich, daß durch die Bemühungen der Schauſpieler ihre Programme möglichſt anziehend zu machen und deshalb überall nach Neuigkeiten herumzuſtöbern, um ein volles Haus zu erzielen, das, abgeſehen vom Ertrag, zu gleicher Zeit auch als Maß-

ſtab der Gunſt und Achtung gilt in welcher der Schauſpieler bei dem Publicum ſteht, manche Novität auf das Repertoir gebracht wird und auch dort heimiſch bleibt, die vielleicht ſonſt unbeachtet bei Seite geſchoben worden wäre. Verdanken doch ſelbſt die Frankfurter Localſtücke ihre erſte Aufführung zunächſt den Bemühungen der Verwaltung dem damals noch auf ſchwachen Füßen ſtehenden Penſionsfonds eine reiche Einnahme zu verſchaffen. Wer kann wiſſen, ob ohne dieſen Sporn die Gallerie der Localſtücke ſich jemals zu einem ſolchen Umfang erweitert haben würde, da nur mit zwei Ausnahmen ſie ſammt und ſonders ihren Urſprung der Rührigkeit und Thätigkeit der Benefizianten im Aufſuchen lockender Novitäten verdanken, zu einer Zeit wo „volle Häuſer" nicht wie im gegenwärtigen Augenblicke die Regel, ſondern die Ausnahme bildeten.

Stoff zu mannigfaltigen Verwicklungen gab die neue Abfaſſung der Contractformulare. Sie wurde, mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, dem neuen Intendanten zugeſchrieben. Unter Anderem war darin die Anerkennung der Statuten der hieſigen Theater-Penſionsanſtalt, als integrirender Theil des Vertrags, fahrläſſiger Weiſe nicht ausgeſprochen. Alle neu engagirten Mitglieder widerſetzten ſich deshalb der Zahlung der ſtatutenmäßigen Beiträge, reſp.

der halbmonatlichen Gagenabzüge, und behielten am Ende auch Recht. Die hierdurch der Penſionskaſſe entſtehenden Ausfälle mußten dann von der Theaterkaſſe gedeckt werden; die älteren Mitglieder zahlten ihre Beiträge ohne Widerſtand fort.

Ueberhaupt war die hieſige Penſionsanſtalt dem neuen Intendanten ein Dorn im Auge, ſo wie auch ſeine Abneigung gegen die bereits vor Antritt ſeiner Amtsthätigkeit von der Actiengeſellſchaft engagirten Mitglieder, und beſonders, ähnlich wie bei Hoffmann, gegen die älteren, immer ſchärfer hervortrat. Gleich in der erſten Zeit ſeines Regiments reichte er an maßgebender Stelle ein Promemoria ein, in welchem er die Nachtheile unſerer Penſionsanſtalt auseinander zu ſetzen verſuchte, welche ſeiner Meinung nach eben ſo unzweckmäßig organiſirt, als dem Gedeihen des Kunſtinſtitutes hinderlich ſein ſollte! Nach ſeiner Anſicht ſollte der Fonds ausſchließlich nur zu Penſionsverwilligungen an die Mitglieder eines, erſt zu gründenden, „ſtädtiſchen Orcheſters" verwendet werden; Schauſpieler bedürften deſſen jetzt um ſo weniger, als eben in Berlin die „Alterverſorgungsgeſellſchaft für Schauſpieler", die „Perſeverantia" ins Leben getreten ſei, an welche die bisherigen Mitglieder der hieſigen Anſtalt ſich wenden könnten!!

Schade nur, daß, trotz aller Energie und Hingebung ihres edlen Gründers, die von Anfang an ſo vielverheißende Stiftung keine Lebensfähigkeit hatte und auch nicht haben konnte, da ſie, ein winziger Reflex des großen Ganzen, frü-

her oder ſpäter am Particularismus ſcheitern mußte. Schon nach den erſten fünf Jahren fand ihre Auflöſung ſtatt.

Dieſer verſuchte Eingriff in alte, wohlerworbene Rechte, rief von Seiten aller Betheiligten, mit Ausnahme der neuen Mitglieder, die heftigſte Oppoſition hervor. Der Verwaltungsausſchuß der in ſolcher, allen Verträgen Hohn ſprechenden, Weiſe bedrohten Penſionsanſtalt, welchem die Schrift des Intendanten von Seiten der Behörde zur Begutachtung und zum Referat zugeſchickt worden war, ſetzte ſich energiſch zur Wehre und ſeine Gegenvorſtellungen fanden Gehör. Nach einigen Wochen ſchon war der Angriff vollſtändigſt zurück geſchlagen; das Promemoria gerieth in Vergeſſenheit und hatte keine weiteren Folgen, als daß die bereits keimende gegenſeitige Mißſtimmung dadurch nur neue Nahrung bekam.

Ein weiteres, noch größere Koſten verurſachendes Verſehen war, daß das neue Contract-Formular die Spielgelder für jede „geſpielte Rolle“ feſtſetzte, während früherhin, wie auch noch heute der Fall iſt, dieſelben nur für jeden Spiel-Abend, gleichviel ob Jemand Einmal oder Mehrmal beſchäftigt war, ausbezahlt wurden.

Dies gab Veranlaſſung zu einer luſtigen Scene. Als nämlich am erſten Zahltag unter der neuen Verwaltung die Spielgeld-Berechtigten ihre Beträge einzucaſſiren kamen, und für Diejenigen, welche etwa an einem Abende zwei- oder dreimal thätig geweſen, nun auch eben ſo viele Spiel-Honorare bereit lagen, waren die Empfänger natürlich eben ſo überraſcht als erfreut ob dieſer unerwarteten Zubuße.

Die Meisten hatten, wie es schien, ihre neuen Contracte so schlecht „studirt", daß sie von dem Inhalt des betreffenden Paragraphen auch kein Sterbenswörtchen wußten. Ohne sich indessen den geringsten Kummer deshalb zu machen und ohne jegliches Widerstreben gegen diese Neuerung, strichen sie mit der gravitätischsten Miene von der Welt ihr Geld ein und lachten nachher „sich derb in's Fäustchen".

Einige Zeit später sollte dieser fatale Spielhonorar-Paragraph in einer anderen, ziemlich originellen, aber nicht weniger kostspieligen Weise illustrirt werden. Der Oberregisseur, dessen Leistungen als erster Charakterdarsteller ungenügend befunden wurden, erhielt seine Entlassung als solcher, verblieb indessen in seiner Stellung als Regisseur, jedoch mit Herabminderung seines Gehaltes auf die Hälfte. Dieser Verlust drückte besonders empfindlich in einer Stadt wie Frankfurt, wo damals schon das Leben ungewöhnlich theuer war. Er sollicirte deshalb um ein Spielhonorar neben seinem knappen Gehalt für die wenigen Fälle, in welchen etwa seine Mitwirkung als Darsteller noch in Anspruch genommen werden dürfte. Die Verwaltung, von der Ansicht ausgehend, daß, wie man ihr vorgestellt haben mochte, diese Fälle höchstens etwa 30 oder 40mal eintreten könnten, nahm wohlwollend Rücksicht und bewilligte ihm ein selbst hohes Spielgeld. Bald darauf zeigte es sich indessen, daß der Ober-Regisseur der am meist Beschäftigte von Allen war, indem er auch nicht die kleinsten Rollen zu übernehmen verschmähte, die er sich in seiner obigen Stellung selbst zutheilen

konnte, so daß sein Name an manchen Theaterabenden zwei-, ja dreimal auf dem Zettel figurirte. Die Finanzverwaltung fing an einzusehen, daß unter solchen Umständen die beabsichtigte Herabminderung des Gehaltes nur eine Fiction sei und schritt ein. Im Jahr 1857 endigte der Vertrag mit dem Ober-Regisseur und wurde nicht mehr erneuert.

Unter den bemerkenswerthen Ereignissen des Jahres 1857 ist vor Allem des Scheidens von Caroline Lindner aus unserem Kreise zu gedenken. Die verehrte Künstlerin betrat am 26. October zum Letztenmale die Frankfurter Bühne. Sie spielte an jenem Abend eine ihrer Glanzrollen im älteren Fache: Madame Braun, in dem Schauspiel: Eine Familie.

Unter stürmischen Ovationen fiel der Vorhang!

Eines der reichsten Künstlerleben hatte hiermit seinen Abschluß gefunden. Der Name Caroline Lindner ist nun fast zur Mythe geworden, und ihre tiefpoetischen Gebilde leben nur noch in der Erinnerung einiger wenigen älteren Freunde ächt dramatischer Kunst! *)

---

*) Caroline Lindner starb am 11. September 1863, im Alter von 66 Jahren.

Die Localstücke standen, wie es schien, in keiner besonderen Gunst bei unserer neuen Verwaltung. Die Aesthetiker derselben wollten überhaupt von der Posse nicht viel wissen. Erst am Schlusse des Monats März des folgenden Jahres fand die Aufführung eines Frankfurter Stückes statt. Zwar stand bereits zum 10. genannten Monats die „Landparthie" auf dem Repertoir, wurde aber „abgesagt", da, wie ich aus dem Munde des neuen Intendanten, welchen ich um die Ursache befragt, erfuhr, der Ausschuß die Vorstellung widerrufen, aus dem Grunde, daß das fragliche Stück zu alt und schon zu oft gegeben worden sey.

Am 31. August kam es endlich, zur Aufbesserung eines „Meß-Abonnement-Suspendu" und als Begleitung der auch nicht mehr ganz jugendlichen „Regimentstochter", wieder zum Vorschein; von da an ruhte es bis zum 8. Februar 1858, wo dem von den erhabenen Klängen des Mehülschen Meisterwerkes „Jacob und seine Söhne" begeisterten Publicum, zum Schlusse der Vorstellung noch angemuthet wurde — gleichsam als Erholung — eine „Landparthie nach Königstein" mitzumachen!

Das hieß Mühling noch übermühlingen!

Seit vier Jahren hatte die Local-Muse gefeiert, als sie sich im Sommer des Jahres 1858 wieder zu neuem Fluge erhob, — leider aber mit lahmen Schwingen!

Die Rollen einer neuen Localposse in 2 Acten wurden vertheilt; sie trug den Titel: „Die Berliner in Sachsenhausen". Mir ist von dem Stücke, den Namen meiner darin gespielten Rolle „Müller" ausgenommen, nichts mehr erinnerlich. Auf der Leseprobe zuckten die Meisten die Achseln; Keiner wußte recht was er aus seiner Rolle machen sollte — ich auch nicht.

Am 25. September schritt dies der Zahl nach ein und zwanzigste Localstück über die Bretter, und verschwand nach der ersten und einzigen Vorstellung für immer vom Repertoir. Der Name des Autors — vielleicht wieder ein „Hochgestellter" — blieb tiefes Geheimniß, welches bei dem Mangel jeglichen Interesses an dem verunglückten Stücke auch Niemand zu enthüllen die geringste Lust verspürte.

Die erste dreijährige Verwaltungsperiode der neuen Actiengesellschaft nahte ihrem Schlusse. Ob allen Hoffnungen, allen Erwartungen, welche man davon gehegt, entsprochen worden, überlasse ich der Beurtheilung Anderer. Die materielle Lage des Unternehmens schien keinenfalls eine glänzende. Schon im August 1857 sprach man hie und da von Erschöpfung der Mittel. Noch in demselben Jahre erlitt obendrein die Kassa einen ebenso unvorhergesehenen als empfindlichen Verlust. Am 4. November verbreitete sich näm-

lich das Gerücht, daß der seit Beginn der Gesellschaft hier angestellte Theatersecretair, ein Auswärtiger, plötzlich, und zwar mit Hinterlassung eines Kassendefects von etlichen tausend Gulden, verschwunden sey.

Unter dem Personal gab es manche Unzufriedene. Die Schroffheit der artistischen Verwaltung, namentlich den „Aelteren" gegenüber, machte sich öfters in verletzender Weise kund. Klagen über Entziehung lang besessener und doch immer noch genügend vertretener Rollen wurden mit der stehenden Phrase abgewiesen: „es sei Wille der obersten Leitung, in dieser Beziehung tabula rasa zu machen". Die Willensvollstrecker stellten sich dann gewöhnlich selbst auf die „rasirte Tafel" — das Mahl war aber nicht immer ein leckeres!

So viel wurde klar, daß der hoffnungsgrüne Ausspruch des Vorsitzenden der vorbereitenden Versammlungen im Frühjahr 1855 zur Zeit noch nicht zur Verwirklichung gekommen war..

Der engere Ausschuß hatte sich bei Abfassung der Statuten eine Amtsdauer von drei Jahren ausbedungen und darauf bestanden, daß ihm dieselbe nicht gekürzt werde. Mit Beginn des vierten Jahres traten nunmehr bedeutende Modificationen in der Verwaltung ein. Der neue Intendant, dessen anfänglich nur einjähriger Contract gleich in den ersten

Monaten auf die ganze sechsjährige Dauer der Concession des Unternehmens ausgedehnt wurde, hatte seine Entlassung gefordert und verließ bald darauf Frankfurt. Aber auch der seitherige Präsident des engeren Ausschusses legte sein Amt nieder.

Die im Jahre 1858 eingetretene neue Verwaltung besteht bis heute noch.

Eine ihrer ersten Maßnahmen war negativer Natur, indem sie dem Intendanten-Luxus entsagte und die Stelle unbesetzt ließ. Der Theaterkasse wurde hierdurch eine namhafte Ausgabe erspart. Ueberhaupt gestalteten sich die ökonomischen Verhältnisse nach und nach immer günstiger. Der Theaterbesuch nahm mehr und mehr zu. Von Defizits war keine Rede mehr; ja in nicht allzuferner Zeit ergaben sich selbst Ueberschüsse und nach dem für unser Theater so ungünstigen Sommer des Jahres 1866 konnten die Zeitungen sogar von einem Plus von 2700 fl. bei Rechnungsabschluß berichten.

In finanzieller Hinsicht erfreute sich demnach unser Theater einer bisher ungewohnten Prosperität.

Fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum.

— Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
— — an dem Sinn vorüber —

Wir schrieben 1864.

Fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem ich die ersten Schritte auf den Brettern gewagt, die die Welt bedeuten — sollen!

Im Spätherbst von 1814 war ich in das Chor der hiesigen Bühne als Bassist eingetreten. Mein Name findet sich am 17. Juli 1815 zum Erstenmale auf dem Theaterzettel verzeichnet *) und verschwand nachher am Schlusse des

*) Ich betrat in der Oper „Maria von Montalban", von Winter, Componist der ehmals so beliebten Oper: „Das unterbrochene Opferfest", in einer kleineren Baßparthie zum Erstenmale die Bühne. —

Der verstorbene Iffland pflegte längere Zeit meinem Namen ein „t" anzuhängen, in Druck sowohl als Schrift. —

Jahres 1817 *), um vom Mai des Jahres 1821 bis zu Ende Mai 1866 darauf zu verbleiben. Im Jahre 1846 hatte ich das 25jährige Jubiläum meines zweiten hiesigen Engagements gefeiert, — jetzo stand ich an der Schwelle meines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums. **)

Ich hatte der Vorsehung das seltene Glück zu danken, nach einem halben Jahrhundert aufreibender Thätigkeit noch mit ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft meinem Berufe obliegen zu können — ja ich fühlte mich, als ob ich noch ungezählte Jahre der Ausübung meiner Kunst mich widmen könnte, an welcher ich mein ganzes Lebenlang mit Liebe gehangen. —

---

*) Während der Zwischenzeit war ich in Mainz als zweiter Bassist und später als Basso-Buffo angestellt.

**) Ich habe diese Daten absichtlich hier angegeben, da seiner Zeit in einem hiesigen Blatte meine Berechtigung zur Feier eines 50jährigen Jubiläums, als auf falschen Angaben beruhend, angezweifelt worden. Ich hielt es damals nicht für „angezeigt" darauf zu repliciren. Jetzt paßt mir's. Der Zweifler übersah dabei nur, daß nicht das Jubiläum meiner 50jährigen Mitgliedschaft des hiesigen Theaters, sondern mein 50jähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert wurde. Solche Jubiläen hatten manche Andere schon vor mir gefeiert, wie z. B. Weidner das seinige am 28. Dezember 1849, Caroline Lindner das ihrige am 13. Dezember 1852. Ersterer war seit 1813, folglich 36 Jahre, Letztere seit 1816, folglich ebenfalls 36 Jahre im hiesigen Engagement. Ich zählte am 9. November 1864 sieben und vierzig hiesige Dienstjahre, die beiden Genannten also Eilfe weniger, und Niemanden war es damals eingefallen, die Berechtigung zur Begehung jener Festlichkeiten in beleidigenden Zweifel zu ziehen.

Ich war nie gewöhnt Theaterverhältniſſe, die mich perſönlich betrafen, mit meinen Collegen zu verhandeln, am allerwenigſten hätte ich es über einen ſo delicaten Gegenſtand thun mögen. Ich hatte ſo viele Jubiläen, 50- wie 25jährige, mit feiern helfen, bei ſo vielen Abſchiedsvorſtellungen, Geburts- und anderen Feſten ſelbſtthätig mit eingegriffen, daß die Maſchinerie, die bei ſolchen Veranlaſſungen in Bewegung geſetzt wird, mir bekannt genug war und ich nur zu gut wußte, daß die Anforderungen bei ſolchen Gelegenheiten nicht überall ein freundliches Entgegenkommen finden, ja eher als eine Beläſtigung betrachtet werden, der man ſich ſchicklicherweiſe nicht entziehen kann.

Um ſo angenehmer war ich daher überraſcht, als die Theateradminiſtration im Sommer von 1864 von freien Stücken mich in wohlwollendſter und freundlichſter Weiſe auf dies ſeltene Ereigniß aufmerkſam machte, und mir ihre Abſicht zu erkennen gab, die Wiederkehr eines Tages, „den es nur Wenigen vergönnt ſei zu erleben", in den nächſten Herbſtmonaten feſtlich begehen zu wollen.

Das erſte Zeichen thätiger Anerkennung meiner Wirkſamkeit von Seiten der Verwaltung beſtand in der Zuſicherung einer ganzen Benefizeinnahme am Feſttage. Kurze Zeit darauf erhielt ich ein freundliches Schreiben von meinem Collegen Hallenſtein, womit er mir ein „jüngſtes Kind ſeiner Laune" überſchickte, eine neue Hampelmanniade in 3 Bildern, „dem Jubilar gewidmet und für dieſen Tag eigends verfaßt" — nämlich den Tag meiner Benefizvorſtel-

lung. Seine Productivität war aber damit noch nicht erschöpft. Kurz vor dem Benefiztage kam noch ein allerjüngstes zum Vorschein, ein gelungenes Impromptü als Vorspiel, betitelt: „Der falsche und der ächte Hampelmann", worin ich mich in meiner natürlichen Gestalt dem Publicum präsentiren sollte.

Diese Fest- und Benefizvorstellung fand am 9. November 1864 statt.

Der ernste Augenblick kam, wo ich auf die Stelle hintrat, auf welche ich fünfzig Jahre vorher zum Erstenmale den unsichern Fuß gesetzt.

Konnte einst Talma, der große Tragöde, stolz darauf sein, in Erfurt vor einem Parterre von Königen zu spielen, so fühlte sich der auf Thaliens Rangliste so weit tiefer stehende Komiker nicht von weniger Stolz erfüllt, ein halbes Jahrhundert lang vor einem Parterre von freien Bürgern gespielt zu haben.

Eine Schilderung der Festlichkeiten an und nach dem Tage des Jubiläums wird man von mir nicht erwarten. Ich verweise deshalb Diejenigen, die etwa ein besonderes Interesse daran nehmen sollten, auf die Journale jener Zeit und besonders auf die beiden Jahrgänge, 1865 und 1866, des „Entsch'schen Theateralmanachs", Berlin, worin sie die ausführlichsten Details finden werden.

Zur Aufführung kam:

Das zweiundzwanzigste und letzte Localstück auf dem Theater der freien Stadt Frankfurt.

Der Theaterzettel zeigte an, wie folgt:

Mittwoch den 9. November 1864:

Zur Feier

des

Fünfzigjährigen Jubiläums und zum Benefize des Herrn S. F. Hassel.

Zum Erstenmale:

„Der falsche und der ächte Hampelmann"

oder:

Herr Hassel auf Reisen.

Scherz in 1 Act.

Hierauf:

„Mr. Pudding."

Komische Scene von S. F. Hassel.

Zum Schluß:

Zum Erstenmale:

„Herrn Hampelmann's industrielles Unternehmen"

oder:

Prüfung eines Geschäftsreisenden.

Hampelmanniade in 3 Bildern.

Das lustige Impromptü fand die beifälligste Aufnahme und wurde mehrere Male wiederholt. Die neue Hampelmanniade enthielt viele zeitgemäße und witzige Anspielun-

gen; namentlich war der zweite Act von guter Wirkung, und im dritten war es die vom Verfaſſer noch im letzten Augenblicke eingeſchaltete drollige Scene des Jugendwehrmannes, welche ſich des lebhafteſten Beifalls erfreute. Die harmloſe Perſiflage der damals hier nach Schweizer Muſter organiſirten Jugendwehr erregte allgemeine Heiterkeit.

Verfaſſer, ſo wie ſämmtliche Darſteller, fanden die lebhafteſte Anerkennung von Seiten des in allen Räumen überfüllten Hauſes.

Wir wiederholten das Stück noch fünfmal, und es dürfte ſich noch längere Zeit auf dem Repertoire behauptet haben, wenn nicht mit Einemmale der bisher ſo heitere Horizont ſich umdüſtert und ein unerwartetes Ereigniß meiner künſtleriſchen Thätigkeit plötzlich ein Ziel geſetzt hätte.

Abſchied vom Theater.

1866.

Not Fate itself can on the Past have power,
What's done is done, and I have had my hour.

Der Leſer erinnert ſich aus dem „Vorwort", daß ich in dieſen Blättern keine Selbſtbiographie zu geben beabſichtigte und daß ich nur dann mich perſönlich einführen würde, wo es der Sache nach nicht zu umgehen wäre. Allein ſeit meinem Rücktritt von hieſiger Bühne, welcher ſich unter den Stürmen des Sommers 1866 unbemerkt vollzog, wird häufig von theilnehmenden Freunden und Bekannten die Frage an mich gerichtet: warum ich abgegangen? warum ich keine Abſchiedsvorſtellung gegeben? warum ich überhaupt bei meiner

Gesundheit und Rüstigkeit, nicht noch ferner auftrete? Fragen, die bei allem Wohlwollen, doch von einer Nichtkenntniß des bezüglichen Sachverhaltes zeugen.

Wenn ich demnach jetzt Dinge rein persönlicher Natur zur Sprache bringe, so geschieht es aus dem Grunde, weil ich mich der Beantwortung dieser wohlmeinenden Fragen nicht gänzlich entziehen zu dürfen glaube, und deshalb Einiges zur Erwiederung und Berichtigung derselben in gedrängter Kürze hier folgen lasse.

Nicht von meiner Seite wurde an Verhältnissen gerührt, die seit so langer Zeit unverändert bestanden hatten, mit denen ich so zu sagen verwachsen war. Die materiellen Vortheile waren nichts weniger als glänzend, allein sie genügten mir in so fern, als ich eben in deren mäßigem Belauf die Bürgschaft ihrer Dauer zu erblicken glaubte.

Aber die Verwaltung unseres Theaters hatte Anderes beschlossen. Sie hielt es für angemessen meinen Contract zu kündigen und andere Bedingungen zu formuliren, unter welchen ich zwar noch der hiesigen Bühne angehören, aber in eine Ausnahmsstellung treten sollte, mit welcher man, um ihr ein gewisses Relief zu geben, die Beilegung des Prädicates „Ehrenmitglied des Frankfurter Theaters“ zu verbinden geneigt war.

Welcher Art diese Bedingungen waren, kann hier unerörtert bleiben; die Andeutung möge genügen, daß sie meinen seitherigen Gehalt unter das Niveau der mittleren Besoldungen herabminderten.

Alles dies widerſtrebte mir in hohem Grade. Allein die Erinnerung an die Auszeichnungen, deren mich erſt vor wenigen Monaten das geehrte Publicum, wie nicht weniger die leitenden Perſönlichkeiten der Theaterverwaltung, gewürdigt hatten, beſtimmten mich, wenigſtens verſuchsweiſe, die ſpäter in einigen Punkten unbedeutend modifizirte Propoſition anzunehmen, zumal es in meiner Befugniß ſtand das Uebereinkommen nach 6 Monaten wieder zu löſen.

Das Prädicat „Ehrenmitglied" wurde mir hierauf in beſter Form beigelegt; allein man hielt es nicht einmal für nöthig dies meinen Collegen in officieller Weiſe zur Kenntniß zu bringen, welchen denn auch die Auszeichnung, womit man mich zu ehren gedachte, Geheimniß blieb und bis zur heutigen Stunde noch ſein mag. *)

---

*) Man hat einigen meiner früheren Collegen inſinuiren wollen, daß ich zur Beilegung des Prädicates „Ehrenmitglied" nicht befugt ſei. Deſſen zur Widerlegung diene folgendes Actenſtück:

„Auszug Protocolls des engeren Ausſchuſſes der Frankfurter Theater-Actien-Geſellſchaft.

„Frankfurt, den 20. October 1865.

„Auf Vortrag des Präſidenten war

„Beſchluß:

„dem Schauſpieler Herrn S. F. Haſſel das Nachſtehende zu eröffnen: Nachdem nunmehr ein neuer Contract mit demſelben zu „Stande gekommen, der deſſen ſchon ſo viele Jahre bewährte künſtleriſche Thätigkeit dem hieſigen Publicum auch weiter ſichere, „habe der engere Ausſchuß geglaubt, ihm noch ein beſonderes „Zeichen der Anerkennung für ein mehr denn fünfzigjähriges erhebliches Wirken im Schauſpiel und Oper geben zu ſollen; —

Es währte indeß nicht lange, ſo fühlte ich mich immer unbehaglicher in der neuen, abnormen Stellung. Ich kam mir faſt wie ein Fremdling vor in den altgewohnten Räumen — gleichſam wie ein blos Geduldeter. Meine Beſchäftigung wollte mir nicht genügen. Ich hatte mich zwar zuweilen noch auf den alten Paradepferden herum zu tummeln, allein neue Aufgaben bekam ich nicht mehr, oder höchſtens doch nur Rollen in dritter Linie, obſchon ich von vielen Seiten und häufig manches freundliche Wort über die „unveränderte Friſche“ und den „ſprudelnden Humor“ in meinen Darſtellungen zu hören bekam. Auch erſchien von Novitäten auf dem Repertoire vorwiegend die allerdings nicht unbeliebte Gattung von „Poſſen“, in welchen der Witzblattphraſen-Dialog und der holprige Reim der Couplets mit ihren frivolen An- und Uebergriffen die Würze,

---

„nach deſſen eigenen Aeußerungen gewiß, daß der engere Ausſchuß „dadurch dem Herrn H. vor nicht lange gewordenen Auszeich„nungen eine ihm werthvolle neue hinzufüge.

„Nach dem Vorgange anderer Bühnen lege ihm nämlich der „engere Ausſchuß hiermit das Prädicat eines

„Ehrenmitgliedes

„des hieſigen Theaters bei, wünſchend, daß Herr H. noch recht „lange, — trotz der Jahre an Alter und Wirkſamkeit, welche eine „ſolche Ernennung vorausſetzt, — in Friſche und Kraft aus„dauern möge.

„In fidem

„E. Linker,

„Theaterſecretair.“

Hieraus geht doch wohl hervor, daß ich allerdings befugt bin, mir das fragliche Prädicat beizulegen.

von Charakterzeichnung dagegen keine Rede iſt. Ich fing an zu fühlen, daß ich zu den Verhältniſſen nicht mehr paſſe, daß trotz der Rüſtigkeit, deren ich mich zu erfreuen hatte — und heute noch erfreue — meine Zeit vorüber ſey, und theilte hierin nur das unabänderliche Loos jedes alten Schauſpielers, der anfängt der Verwaltung läſtig und Denen die nachrücken wollen unbequem zu werden.

Unter ſolchen Umſtänden zog ich vor von meinem Rechte Gebrauch zu machen, was ich drei Jahre vorher ſchon hätte thun können, jedoch aus Anhänglichkeit an das lang gewöhnte Verhältniß unterließ, und trat nach vorgängiger geſetzlicher Kündigung meines Contractes in den Ruheſtand.

Welcher Art die Stimmung war, die damals in maßgebendem Kreiſe gegen mich herrſchte, möchte durch die Thatſachen, welche ich zum Schluſſe hier folgen laſſe, am Beſten bezeichnet werden.

Das Repertoir der Vorſtellungen wird üblicherweiſe halbmonatlich dem Perſonale zur Einſicht und Unterſchrift vorgelegt.

Auf dem der letzten 14 Tage meines Engagements ſollte ich an zwei Abenden ſpielen, nämlich am 29. Mai die Rolle des Kinne, in: „Die Sonntagsjäger"; am 31. genannten Monats, dem Schlußabend meiner langen Thätigkeit, die des „Schulmeiſters" in: „Der gerade Weg der beſte."

Am 27. Mai erſchien in dem jetzt eingegangenen Blatte „die Reform" ein Artikel, welcher meinen Abgang vom Thea-

ter beſprach und ſich in dieſer Beziehung tadelnd gegen die Verwaltung ausließ.

Der Theaterzettel des 29. zeigte hierauf anſtatt der „Sonntagsjäger" — „Die Unglücklichen" an — worin ich unbeſchäftigt war; der des 31. anſtatt „Der grade Weg der beſte" — „Das Schwert des Damocles" — worin ich ebenfalls unbeſchäftigt war — ohne daß ich von der Nicht-Aufführung beider Stücke, dem Theaterbrauch gemäß, unterrichtet worden wäre.

Alſo endigte — ſang- und klanglos — mein Engagement bei der Frankfurter Theater-Actien-Geſellſchaft — und zugleich meine mehr als Ein und fünfzig jährige theatraliſche Laufbahn.

Abſchied von meinem Publicum.

1867.

Gehobelt hab' ich und geleimt,
Hier fünfzig Jahre ſchon,
Sah' ich Sie heiter, aufgeräumt,
War dies mein ſchönſter Lohn;
Und bleibt mir Ihr zufried'ner Sinn,
Flieht Ihre Huld mich nicht, —
So leim' und hobl' ich munter hin,
Bis einſt der Hobel bricht.

Meine letzte Wiederholungsſtrophe
als „Valentin" im „Verſchwender"
1864.

Es war mir nicht vergönnt, von der Stelle, von welcher herab ich durch eine lange Reihe von Jahren ſo oft Gelegenheit hatte, meinem Publicum den ſchuldigen Dank für alles Wohlwollen alle Anerkennung, womit es mich beehrt aus-

zusprechen — diesem Dank einen letzten Ausdruck geben zu können!

Möge es ihn statt dessen in Form dieses Büchleins entgegennehmen, und der ungeübten Feder, wie früher den unvollkommenen Leistungen, freundliche Nachsicht angedeihen lassen!

Fünfzig Jahre schauspielerischer Thätigkeit sind zwar kein vereinzelter Fall, jedoch ein seltner.

Fünfzig Jahre diese Thätigkeit an einem und demselben Theater auszuüben, ein weit seltnerer — sie der Bühne seiner Vaterstadt gewidmet zu haben, gehört zu den allerseltensten.

Allein ein kaum je dagewesener Fall ist es, daß diese Thätigkeit in dem Augenblicke beginnt, wo die geliebte Vaterstadt ihre frühere Freiheit und Selbstständigkeit wieder erlangt, — und in demselben Augenblick endigt, wo ihr diese edelsten und unschätzbarsten Güter wieder verloren gehen!

Den „Frankfurter Localstücken auf dem Theater der freien Stadt“ ist durch die Ereignisse des Jahres 1866 der Boden entzogen — sie sind zu Ende gespielt — und hiermit endigt auch mein Buch.

Anhang: Statistisches.

Vorbemerkung.

Manche Leser, solche besonders welche bei Beurtheilung von Theaterangelegenheiten den Pariser oder Wiener Maßstab anzulegen pflegen, werden nach Allem dem was dies Büchlein über die Erfolge der Localstücke erzählt, sich vielleicht wundern, daß die Anzahl der Aufführungen derselben, welche ich in der nebenstehenden Tabelle angebe, keine größere ist. Allein man muß hierbei auf die Verhältnisse unserer Bühne gebührende Rücksicht nehmen. Frankfurt ist nur eine mittlere Stadt, und zählte im Jahre 1821, wo das erste Localstück gegeben wurde, kaum 50,000 Einwohner. Die Theaterverwaltung hatte die Verpflichtung jede dramatische Gattung vorzuführen; auf einer und derselben Bühne mußten, und müssen heute noch, Tragödie, Drama, Schau- und Lustspiele, große Oper, komische Oper, Vaudeville und Posse, abwechselnd Raum finden. Wöchentlich gab man in früherer Zeit nur vier Vorstellungen, später kam noch eine fünfte hinzu, das sogenannte „Mittwochs-Abonnement". Auch erfreute sich das Personal zu jener Zeit mancher Extra-Feiertage, die jetzo sämmtlich in Wegfall gekommen sind. So blieb, beispielsweise, an Pfingsten das Theater fünf Tage geschlossen, heute nur noch zwei. Während der drei Herbsttage wurde ebenfalls nicht gespielt. In jener patriarchalischen Zeit dachten unsere gutmüthigen Directoren nicht dran ihren Schauspielern den „Wälchesdag" zu verderben, oder sie vom Besuch des Bornheimer „Lerchenherbsts" abhalten zu wollen. Auch bei außergewöhnlichen Hitze- oder Kältegraden, bei

letzteren vor Einführung der Heitzung, 1826, fanden keine Vorstellungen statt. Oftere Wiederholungen waren um so weniger statthaft, als das Theaterpublicum zum großen Theil immer nur aus den nämlichen Personen bestand. Selbst die beliebtesten Localstücke kamen manchmal in drei, ja in fünf Jahren, nicht wieder zum Vorschein. Eine Anzahl von mehr als 600 Aufführungen dieser Stücke dürfte daher allerdings eine außerordentliche genannt werden, wie sie kaum ein anderes Theater gleichen Ranges in dieser Gattung aufzuweisen haben wird.

Statistik der Frankfurter Localstücke, deren Titel, Ver=

Benennung der Stücke.	Anzahl der Acte.	Verfasser.
1. Der alte Bürgercapitain	2	Malß
2. Das Fest der Handwerker	1	Demselben
3. Ein Stündchen im Tivoli	2	Demselben
4. Die Landparthie nach Königstein	4	Demselben
5. Hampelmann im Eilwagen	6	Demselben
6. Hampelmann sucht ein Logis	5	Demselben
7. Die Jungfern Köchinnen	1	Demselben
8. Die Brunnenfahrt	3	Ungenannt
9. Die Quartierschule	1	Idem
10. Die Erbin von Bockenheim	3	Idem
11. Hampelmann als Schauspieler	1	Hassel
12. Ein Glas Eppelwein	2	Hallenstein
13. Hampelmann's galante Abentheuer	4	Demselben
14. Die Kartenschlägerin	2	Demselben
15. Peter in der Fremde	2	Demselben
16. Mitten in der Nacht	1	Hassel
17. Das Duell in der Haasengasse	1	Demselben
0 Familienzwist und Frieden	1	Demselben
18. Ein Abentheuer des Herrn Hampelmann	4	Hallenstein
19. Hampelmann im Wäldchen	3	Demselben
20. Hampelmann auf Freiersfüßen	1	Hassel
21. Die Berliner in Sachsenhausen	2	Ungenannt
22. Der falsche und ächte Hampelmann	1	Hallenstein
23. Herrn Hampelmann's industrielles Unternehmen	3	Demselben

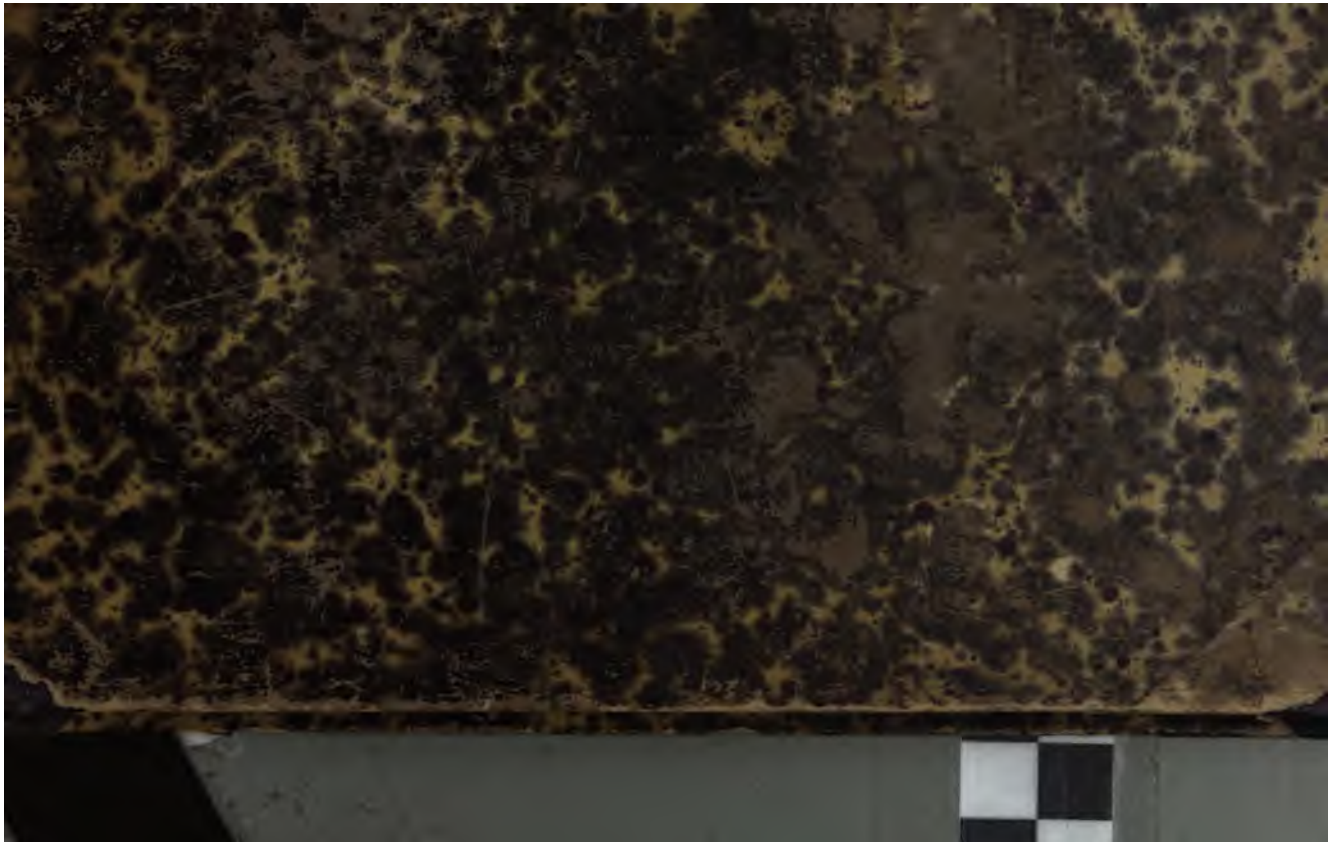
fasser und Reihenfolge, nebst Anzahl der Aufführungen.

Erste Aufführung			Letzte Aufführung			Im Ganzen
am	13. August	1821	am	26. März	1866	105
„	19. October	1829	„	14. Juli	1861	33
„	9. März	1831	„	11. Dezember	1842	10
„	26. November	1832	„	19. April	1866	146
„	30. December	1833	„	26. Januar	1866	89
„	10. Februar	1834	„	24. April	1862	71
„	16. Februar	1835	„	2. Februar	1865	20
„	26. August	Idem	„	31. August	1835	2
„	25. März	1836	„	30. März	1836	2
„	15. März	1837		—		1
„	2. April	1838		—		1
„	5. Juli	1841	„	26. April	1866	30
„	1. November	Idem	„	8. April	1841	4
„	22. Februar	1842	„	27. Februar	1841	2
„	26. September	Idem		—		1
„	9. Januar	1843	„	21. Januar	1843	2
„	24. März	1847		—		1
„	11. Januar	1849	„	30. April	1852	20
„	4. November	1850	„	23. Januar	1865	36
„	17. März	1852	„	3. April	1852	3
„	18. Januar	1854	„	16. April	1866	30
„	23. September	1858		—		1
„	9. November	1864	„	16. November	1864	4
„	9. Idem	—	„	3. März	1865	6

626.

PN
2658
.H37
.A25

PN 2658 .H37 .A25 C.1
Die Frankfurter Localstucke au
Stanford University Libraries

3 6105 037 082 265

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305